This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 08245968 0

ALBERT MÜLL
Successor to C. HÜNER.
Bookbinder, Stationer
AND NEWSDEALER.
49 & 51 Exchange Alley
New Orleans.

Georg Franz Koltschitzky.
Wiens Kundschafter während der türkischen Belagerung im Jahr 1683. und erster Kaffeewirth dieser Hauptstadt.

Romantische
Denksteine;

oder

Schaustücke, Glanzmomente und Curiosa

aus der Welt des Lebens und Wirkens, der Minne und Dichtung, der Sitten, Künste und Erfindungen, des Heldenthums und Schriftwesens, so wie anderer Eigenthümlichkeiten

insonderheit des

Mittelalters und Ritterwesens, des Legenden- und Mährchenkreises.

Zu Lust und Lehr, für Jung und Alt, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt dargebracht

von

A. F. Rittgräff.

Erster Theil.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1823.
Bey Tendler und v. Mösstein.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
362072A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

Romantische

Denksteine.

Weiss Apr4 1928

Seinem

edlen verbrüderten Freunde,

dem

Herrn Sebastian Aman,

als

Ausdruck herzlicher Würdigung

Verehrung und Liebe

gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorwort.

Es wird wohl nicht nöthig seyn, auszuholen über den Vorzug der geschichtlichen vor der schalen oder frivolen Roman-Lectüre, oder über den erfreulichen Umstand, daß man in unsern ernsthaftren Tagen sich von letzterer weg, und der erstern zugewendet hat; noch über das eigenthümliche Interesse, welches die Vorwelt und insonderheit das Mittelalter mit ihren romantischen Reizen dem großen Publicum sowohl als dem wissenschaftlichen Leser einflößen muß. Eben so wenig dürfte es, da Titel und Inhaltsverzeichniß dieses Buches den Charakter und die Classe desselben klar genug ankündigen mögen, einer besonderen Erörterung des Zweckes bedürfen. Wohl aber hält es der Herausgeber für angemessen und gebührend, sich

über die Art und Weise, wie dieses Buch entstanden, zu erklären, einerseits um dem etwaigen Tadel, als wolle er sich mit fremden Federn schmücken, und sonach einer unangenehmen Mißdeutung zu begegnen, andererseits den Quellen, aus denen er geschöpft, die geziemend dankbare Würdigung zu zollen.

Das Geschäft des Herausgebers dieser romantischen Denksteine war lediglich das eines ganz einfachen Sammlers. Ein Freund der Geschichte, vorzüglich der ältern, und in der angenehmen Lage, Hand- und Druckschriften alter und neuer Zeit benutzen zu können, war es stets seine Gewohnheit und Lieblingsbeschäftigung, das, was ihn beim Lesen am Lebhaftesten angesprochen, entweder ganz oder theilweise zu extrahiren, um gelegentlich verarbeitet, oder nicht, irgend einen öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Wenn auch die meisten solcher Quellen allgemein zugänglich sind, so setzt ihr Genuß doch immer Geldaufwand vor-

aus, den nicht Jedermann sich erlauben kann; und dann ist auch das Meiste des von dem Herausgeber Aufgefaßten so zerstreut, daß ihm eine Zusammenstellung ersprießlich und der Billigung der Lesewelt nicht unwerth schien. Dieses Augenmerk ist ihm nun freilich durch bereits vorhandene zahlreiche Sammlungen sehr erleichtert worden; doch sind diese wie gesagt, für manche Verhältnisse kostspielig, auch im Auslande aufgelegt worden, während der Herausgeber dieses Buches vorherrschend das vaterländische Publicum bedachte. — Dieses sind Ursprung und Zweck der romantischen Denksteine.

Den besten und schönsten Stoff haben dem Sammler derselben die mannigfachen Arbeiten des Bibliothekars Herrn Vulpius in Weimar, und des Prof. Büsching in Breslau dargebothen, zweier Männer, welche durch tiefe ausgebreitete Gelehrsamkeit, vornehmlich im Gebiethe der Geschichte, Kunst und Poesie der

Vorzeit, so wie durch unermüdlichen erfolgreichen Forschergeist, und eisernen Productionsfleiß bey Deutschen und Ausländern der verdientesten Huldigung genießen. Diesen beyden Gelehrten sey daher von dem Herausgeber und den Lesern der wärmste Dank, die geziemendste Verehrung dargebracht. Uibrigens ist noch zu erinnern, daß sich hier auch Mehreres zum erstenmahle abgedruckt befindet.

Möchte auch diesen Denksteinen das Wohlwollen zu Theil werden, dessen sich des Herausgebers „Helden des Tages" (Wien bey Bauer), „Historische Antiquitäten" (Wien bey Gerold, 2 Theile), „Gallerie der Abentheuer" (Grätz bey Kienreich, 4 Theile) und „Wundermenschen" (eben daselbst) zu erfreuen hatten!

Wien, im May 1822.

Der Herausgeber.

Kaiser Maximilian der Erste.

Sein Character, seine Verdienste um Reich, Wissenschaft, Kunst, seine Abenteuer, ꝛc.

Maximilian der erste, (geboren 1459) war unstreitig einer der ruhmwürdigsten Kaiser (1493 — 1519) Er legte den Grund zu der Größe der Oesterreichischen Monarchie; seine Regierung war der glänzendste Zeitpunkt in der deutschen Geschichte. Zu seiner Zeit fing das Europäische Staatensystem an, die Gestalt zu gewinnen, welche sich dreihundert Jahre hindurch immer weiter ausbildete; und die ganze Europäische Welt schien sich in jeder Rücksicht verändern zu wollen. In Frankreich legte Ludwig XI. den Grund zu der absoluten Gewalt seiner Nachfolger; in Spanien hatte Ferdinand von Arragon alle dortigen Königreiche mit einander verbunden, und fing an, durch Macht und Reichthum, und mehr noch durch eine Politik, die sich über alle Moral wegsetzte, sein Haus für das ganze südliche Europa furchtbar zu ma-

chen. Portugall hatte unter König Emanuel sein goldenes Zeitalter. Die Schweizerischen Eidgenossen waren auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht und ihres Ruhmes. Christiern besaß alle drey Nordischen Reiche. Von Orient her bedrohte die noch immer siegende Türkische Macht, das ganze östliche Europa. Unsägliche Reichthümer flossen aus Ost- und Westindien in unsern Welttheil zusammen, und bereiteten eine völlige Revolution der Sitten und Lebensweise, so wie die kurz vorher erfundene, und nun mit allem Eifer betriebene Buchdruckerkunst und die wiederauflebende classische Literatur eine eben solche in den religiösen und politischen Meinungen der Menschen. Zu Deutschlands Flor trug Maximilian durch Errichtung des Landfriedens und des Kammergerichtes und die Eintheilung des Reiches zuerst in sechs, hernach in zehen Kreise mächtig bey, indem er dadurch den verheerenden, Handel und Kultur zerstörenden Befehdungen ein Ende machte. Mit Recht heißt es auf seinem prächtigen Mausoleum zu Innsbruk: „sub hujus „felici imperio inclita Germania, dulcissima „ipsius patria, tum armis quam literarum „studiis, plus quam antehac florere, caputque „super alias nationes extollere coepit.“ *)

*) „Unter seiner glücklichen Regierung fing das berühmte Germanien, sein theures Vaterland an, durch Waffen und durch Wissenschaften, mehr als noch niemals vorher, zu blühen, und sein Haupt über alle andere Nationen empor zu heben.“

Zudem wurde seine Regierung durch mancherley nützliche Erfindungen, und durch einen von dem edelsten Enthusiasmus erzeugten Flor der Künste und Wissenschaften verherrlicht. Da lebten in Deutschland ein Gabriel Biel, Johann Tritheim, Wimpfelnig, Maucler, Rudolph Agricola, Heinrich Bebel, Christoph v. Stadion, Johann von Dalberg, Johann Geiler, Sebastian Brand, Melchior Pfinzing, Johann Reuchlin, Lichtenberg, Aventin, Cuspinian, Peutinger, Pirnheymer, Albrecht Dürer, Hanns Burgmaier u. a. Weit entfernt, wissenschaftliche Aufklärung als eine Feindinn der öffentlichen Ruhe unterdrücken zu wollen, benützte er sie vielmehr zum Glanz und Glück seines Reiches, und verachtete nur solche Wissenschaften, die nach seiner richtigen Einsicht die Geister mehr verwirren und vom gesunden Verstand ableiten, als ihn in der richtigen Schätzung der Dinge zurechte setzen, und auf das wahrhaft Nützliche leiten.

Er zog die Gelehrten hervor, wo er von einem hörte, der sich in seinem Fach wirklich auszeichnete, ohne Rücksicht auf ihre hohe oder niedere Geburt. „Billig ziehe ich diejenigen vor, pflegte er zu sagen, welche die Natur vorgezogen hat *).“ Dem Konrad

*) Und als ihm einst die Hofleute darüber Vorwürfe machten, antwortete er: „ich muß wohl brauchen

Celtes, dem größten deutschen Genie derselbigen Zeit, hatte Friedrich der III. im Jahr 1491 eigenhändig den Dichterkranz aufgesetzt; Maximilian ertheilte ihm das Privilegium, andere Dichter, die er dessen für würdig hielt, zu belohnen. Auf den Reichstagen wurden die Gelehrten rühmlich unterschieden. Sie durften auf den zu Freyburg 1498 Gold auf ihren Mützen und Wämsern tragen, der niedere Adel hingegen nur Silber. An seinem Hofe versammelten sich die besten Köpfe; er nannte sie seine Freunde und Lehrer, brachte seine müssigen Stunden am liebsten in ihrem Umgange zu, und trug ihnen die wichtigsten Geschäfte auf. Daß die Gelehrten auch zu Gesandtschaften und andern Staatsgeschäften gebraucht wurden, und die lateinische Sprache die Staatssprache war, beförderte die classische Gelehrsamkeit ungemein. Der Adel fing von da an, die Wissenschaften für seine vorzüglichste Zierde zu halten, und die Gelehrten selbst wurden zum Eifer, sich vornehmlich in praktischen Kentnissen zu vervollkommen, ermuntert, um zu jenen Geschäften auch wirklich brauchbar zu seyn.

Ihm selbst blieb kein Theil der Wissenschaften fremd, dem vortrefflichen Abt Tritheim legte er einst Fragen über die Theologie vor, die einen freyen Blick aufs Wesentliche und einen gesunden Sinn

---

„die es können, weil ich andere hiezu entweder zu „faul oder untüchtig finde.“

verrathen, und deren Beantwortung auch in unsern Zeiten viele geschickte Männer beschäftigt hat. Nur die Schulphilosophie, welche wie Peter Engelbrecht sie ihn lehrte, verachtete er als eine unnütze Kunst. Auch den Juristen war er nicht gut, „weil sie so oft ihre Vernunft unter den blinden Glauben an die Lehrsätze ihrer Meister gefangen nähmen, und über dem Buchstaben des Gesetzes den Geist desselben und die natürliche Billigkeit aus den Augen setzten."

Nebst den mathematischen Wissenschaften, sofern sie besonders die Kriegskunst erläutern, und der Astronomie *), liebte er vorzüglich die Geschichte. Er ließ durch einige Gelehrte in einer Menge Deutscher, Niederländischer, sogar Italienischer und Französischer Klöster alte Chroniken, Urkunden, Münzen, Inschriften, und Grabschriften aufsuchen und copiren, die zur Erläuterung der deutschen Geschichte, besonders der seines Hauses, dienen konnten, und erweckte dadurch unter den deutschen Gelehrten einen patriotischen Eifer in Erforschung der vaterländischen Alterthümer und Geschichten. Dem wackern Bilibald Pirkheimer, Senator zu Nürnberg, der ihm 1515 seine lateinische Übersetzung von Lucians Schrift de ratione scribendi historiae zueignete,

*) Er schrieb auch ein Buch von der Natur einiger Thiere, wo manche seltene Bemerkung vorkommen soll; und kannte die Kunstgriffe der meisten Handwerker, Gerh. de Roo Annal. Austr. (1591) p. 316.

dankte er in einem Schreiben, worin er sagt: „daß die Geschichtschreiber ihm für diese Arbeit vielen Dank wissen würden, indem sie nun festere Schritte in ihrer Kunst thun könnten. Jamque nos, si quid perpetuitate dignum gerimus, sub Luciani tui lege a summi ingenii viris descriptum, fidem apud posteros consecuturum non desperamus. Idque totum vigiliis tuis adscribimus.“ *) —

Von seinem Eifer für die Aufklärung der Geschichte und seiner richtigen Einsicht in den wahren Werth und die Würde derselben zeugt noch ein anderer Brief an Pirkheimer, worin er ihm meldet (1514) „daß Johann Cuspinianus (sein Rath und Leibarzt) in der Königl. Hungarischen Bibliothek das Buch des Johannes Monnachus gefunden habe, welcher die Geschichte des Griechischen Reiches bis auf Justinus den jüngern vortrefflich beschrieben haben soll. Diese Geschichte sey uns Lateinern sehr wenig bekannt, und drohe zugleich mit dem unglücklichen Reiche unterzugehen. Von Jugend an, habe er Maximilian, vorzüglich darauf gedacht und sich Mühe gegeben, dieses Reich von

*) „Auch wir, wenn wir etwas des Andenkens Würdiges verrichtet haben, verzweifeln nicht, wenn geistvolle Männer nach der Vorschrift deines Lucians dasselbe beschreiben, daß es nicht bey der Nachwelt Glauben finden werde. Und das haben wir blos deinem Nachtwachen zu verdanken.“ Pirkheimeri opera, ex edit. Goldasti, (Francof. 1610. Fol.) 2. p. 52.

den Ungläubigen wiederum zu erobern, welches ihm aber aus verschiedenen Ursachen seither nicht gelungen. Indessen wolle er wenigstens das Andenken so vieler tapferer und um die Christenheit wohlverdienter Kaiser vor der Vergessenheit retten, und beschließe deswegen jene Chronik herausgeben und übersetzen zu lassen. Vermöge er es nicht, so erwarte vielleicht jene glorwürdige That der Wiederherstellung der christlichen Republik einen seiner Nachfolger. Er trägt die Herausgabe dieser Chronik dem Pirkheimer auf.

Die Genealogie seines und anderer fürstlichen Häuser, die damals noch größtentheils verworren und unbekannt war, liebte er ebenfalls. Man erzählt, es habe ihm Einer versprochen, sein Geschlechtsregister bis auf den Noah zurück zu führen; sein Hofnarr habe ihn aber gewarnt, er möchte das bleiben lassen, denn so würde sich's zeigen, daß der Kaiser mit ihm und andern Narren verwandt sey, indem sie alle aus der Arche herkämen.

Mehrere Sprachen redete er fertig, besonders die Lateinische, in welcher er sich mit fremden Gesandten unterredete. Auf dem Triumphwagen, welchen Pirkheimer und Johann Stabius erfanden und Albrecht Dürer 1522 in Holz ausschnitt, steht unter andern der Vers:

„Sibnerley Sprachen sind ihm bekannt.
Denn wo er kommt in fremde Land,
Redt er mit mancher Nation,
Die man sah etwa bei ihm stohn" u. s. f.

Von der Musik und Poesie war er ein großer Liebhaber. In der Kriegswissenschaft, vorzüglich Artillerie, machte er verschiedene Erfindungen. In der reichen Schatzkammer auf dem Schloße Ambras bey Inspruck (jetzt in Wien) lag unter andern ein Buch, wo jedes seiner großen Stücke mit Namen aufgezeichnet, abgemahlt, und mit einem Vers beehrt ist. So lieb waren sie ihm! Er selbst schoß meisterhaft mit großem und kleinem Geschütz. Als er noch zu Freyburg die größte Nürnbergische Kanone abschoß, und an Geschicklichkeit alle Artilleristen übertraf, so benützten die Nürnberger seine gute Laune, sich über eine Menge Verleumdungen vor ihm zu rechtfertigen, welche man ihm wider sie hinterbracht hatte, und sie hatten den erwünschten Erfolg.

Hauptsächlich glänzte er in ritterlichen Übungen wo seine Kühnheit oft Verwegenheit wurde. Sebastian Frank zählt und beschreibt in seiner deutschen Chronik, außer „eilf Gefährlichkeiten, die er „in seiner unbesonnenen Jugend aus Fürwitz und „Muthwill mehr denn mit Vernunft gewagt und „bestanden" — noch 67 kühne Heldenthaten und Abenteuer, „so er als Mann wohlbedacht angefangen und „ausgeführt hat." Unglaublich viel Gefahren zu Wasser und zu Land, mit wilden Thieren, in Schlachten, Gefechten, Turnieren und anderen Abenteuern, die er zum Theil nicht suchte, trafen von Jugend an auf ihn, als wollte der Unfall (wie er im Theuerdank heißt) oder ein feindlicher Genius den Muth und Verstand des Hel-

den unaufhörlich auf die Probe setzen. Bey Salins in Burgund schlug er einmal mit 500 leicht bewaffneten Landsknechten 6000 Französische Cuirassiers aus dem Felde; wobey Frank ein altes Kriegssprichwort anführt: „Es ist erschrecklicher ein Haufe von Hirschen „wo ein Löw — denn ein Haufe von Löwen, wo ein „Hirsch Hauptmann ist." In München ließ er als Jüngling einen sechsjährigen Löwen das Maul auf und zog ihm die Zunge heraus. Auf einem hohen Thurm in Tyrol stellte er sich zu oberst auf den Kranz oder Umgang desselben, und maß mit den Füßen abwechselnd, anderthalb Schuh in die Luft hinaus u. a. m. „Als Maximilian zu guten Alter kommen „(sagt Frank) und der freudigen Jugend Schuh ein „wenig zertreten, gedacht' er Gott nicht weiter zu „versuchen, noch in solch unnöthig muthwillig Ge„fährlichkeit zu begeben, Gott wäre genug versucht; „darum gab er sich fort an auf ernstliche tapfere Hand„lungen, daraus ihm vom Neid große Gefahr ward „zugerichtet, und Tag und Nacht nach dem Leben „gestellt: denn solch Sieg und Ruhm der Neidhart „nicht sehen noch leiden kann."

Melchior Pfinzing, Probst zu S. Sebald in Nürnberg, beschrieb 1517 diese Heldenthaten, „die er den meisten Theil selbst gesehen, oder von „glaubwürdigen Personen, die gegenwärtig waren; „gehört:" in einem Gedichte der Thewrdank genennet. Es erschien 1517 und 1519. Buccard Waldis gab ihn 1553 vermehrt und, wie er glaubte, verbessert

zum zweitenmal heraus, „weil die alten Reimen et„was schwerlich daher gehen, welches man aber der „Zeit zu gut halten muß: denn die deutsche Sprach „wie allen bewußt, sich in 30 Jahren gar stattlich „und wohl gebessert hat.“ Der Originaltext litt aber viel dabey. Da in dem Gedicht anstatt der wahren Nahmen lauter allegorische vorkommen; Theuerdank, für Maximilian; Ruhmreich, Herzog Karl von Burgund; Ehrenhold, das Gerücht; für Wittich, das jugendliche Alter u. s. f. so ist es in Rücksicht auf die eigentliche Geschichte sehr unverständlich. Frank erklärte sie in der angeführten Chronik, indem er die eigentliche Geschichte erzählt.

Maximilians Charakter war eben so edel, freundlich, human und herablassend, als heldenmüthig. Eine Hoheit strahlte aus seinen Blicken, daß Fremde, die ihn noch nie gesehen hatten, unter dreißig umstehenden Fürsten, ihn sogleich als den Kaiser erkannten. Sein Umgang wurde durch viele eingestreute Scherze und kluge Sprichwörter überaus angenehm.

Hieron. Rorarius päpstlicher Nuntius am Hof König Ferdinands von Hungarn, der den Kaiser persönlich gekannt hatte, hat in seinem bekannten Buch*) von der Vernunft eine schöne Stelle zu seinem Lob. „Ich kannte keinen so freundlichen, gütigen

*) Quod animalia bruta ratione utantur melius homine; geschrieben 1547. (Amst. 1666. 12. lib. I, p. 44. sqq.)

„und klugen Fürsten wie er war, der immer etwas neues zu wissen und zu lernen begehrte. Sein Andenken ist mir unvergeßlich. Er liebte die Jagd, aber nicht blos um des Jagens willen, sondern weil sie Gelegenheit gab, daß die allgemeinsten Leute, welchen er besonders dienen zu können wünschte, freien Zutritt zu ihm finden konnten. Dabey mußte ihn beständig sein Schreiber begleiten. Oft sagte er mir und meines gleichen, wenn wir bey ihm waren, wir möchten den Hut aufsetzen, um nicht von Wind oder der Sonne beschwert zu werden. Fürsten hingegen forderte er nicht dazu auf, da diese es vielleicht nicht der wahren Ursache, seiner Freundlichkeit, sondern ihren Rang und ihrer Würde zugeschrieben hätten. Auf seinen Reisen ging er am liebsten in schlechte Dörfer oder kleine Schlösser, theils um ihnen von Nutzen, theils um hier von allzuhäufigen Besuchen befreyt zu seyn. Ausländische Fremde entließ er niemals ohne Geschenke, welche die Kosten ihrer Hin- und Herreise zu ihm bezahlten. Nie kann ich genug sein majestätisches Ansehen, und den herrlichen Wuchs seines Körpers loben, nie genug, seine militärischen Kenntnisse, seine Rittertugenden, und seinen hohen Verstand, wodurch er seinen Enkeln eine Herrschaft erwarb, die ganz Europa furchtbar geworden*)".

*) Franciscus Calorus schrieb unter dem Titel: Maximiliana Caesareaque Corona eine Lobrede auf den Kaiser, die er auch vor ihm gehalten zu haben

Seine Gutthätigkeit war die Ursache, daß er oft in dringendste Geldnoth gerieth, und wichtige Unternehmungen nicht anfangen oder nicht ausführen konnte. „Er sey Kaiser über Land und Leute, sagte er, nicht über Geld und Gut, welches seine Verehrer gewöhnlich zu seinen Sclaven mache.“ Als er sich einst in dieser Noth befand, so rieth ihm sein Hofnarr Kunz von der Rosen*), er solle ein Schreiber (d. i. ein Amtmann) werden; dann werde er bald Geld genug haben; womit er auf die Betrügereien seiner Amtsleute anspielte, „denn das sonders (fügt Frank hinzu) die Oesterreichischen Herzoge an sich haben, daß sie sich fürstlich lassen genießen, so daß sich allezeit gut bey ihnen zu wärmen gewesen ist.“

Marr Treizsauerwein sagt von ihm (im Weißkunig): „Keine Widerwärtigkeit, keine Feind-

---

scheint (Er stand zwanzig Jahre als Kapellan in seinem Dienste). Sie hat einzig als Probe des sonderbaren Witzes damaliger Redner einiges Interesse. Die zwölf Buchstaben Maximilianus deutet er auf zwölf Edelsteine, von denen jeder sich mit einem dieser Buchstaben anfängt, und von den Tugenden dieser Edelsteine allegorisirt er auf die Tugenden des Kaisers. Maximilianus selbst kannte einen bessern Geschmack, und besaß ihn selbst.

*) Von diesen Kunz werden in Fuggers und von Birken Ehrenspiegel des Hauses Oestr. S. 1356 einige lustige Schwänke erzählt, auch in Frankens Chronik, l. c.

schaft habe ihn ungeduldig machen können, äusserlich wenigstens habe er nie kein Zeichen davon gegeben; nie geflucht; niemand übel geredet; wenn man böse an ihm gehandelt, gelächelt und barmherzig dazu geredet, und es menschlicher Unverständigkeit zugeschrieben; daher er oft ins Angesicht Schmähworte hören müssen, die er vorbeigehen lassen. Er sey demüthig gegen alle Menschen gewesen. Unüberwindlich habe er mit dem Glücke gekämpft." Seiner Pflicht zu leben, das war sein Gesetz, des Vergnügens achtete und genoß er wenig, das andere Fürsten sich erlauben.

Geübt in Glück und Unglück lernte er in beyden standhaft seyn, und blieb seinem Wahlspruch treu: „Halt Maaß in allen Dingen, und bedenk das Ende!" — Nach einer gegen die Schweitzer verlornen Schlacht, schloß er sich zu Lindau einen ganzen Tag in sein Zimmer ein, kam dann heiter wieder heraus, unterhielt sich am Fenster mit einigen Freunden über die Natur der Sterne, und war von da an wieder so vergnügt und munter als vorher.

Seine Thaten und Regierungsgeschichte gedachte er selbst, und zwar Lateinisch zu beschreiben, er sagte es einst dem Pirkheimer, als er mit ihm zu Wasser von Lindau nach Costanz fuhr, und eben seinem Schreiber die Geschichte eines Jahres sehr umständlich und mit seinem dabei gehabten Planen (consiliis)

dictirte*). Pirkheimer wollte beiseite gehen, der Kaiser hieß ihn aber bleiben. Am Abende befahl er, daß man Pk. das Dictirte vorlesen sollte, fragte ihn: „wie gefällt Euch das Reuterlatein?“ und sagte ihm ferner, er gedenke seine Geschichte nur kurz zu beschreiben, damit seine künftigen Geschichtschreiber etwas Gewisses von ihm selbst erführen. Pirkheimern mochte er ungemein wohl leiden, und der vortreffliche gelehrte Mann verdiente allerdings die Freundschaft seines Fürsten. Schade daß er seinen Vorsatz nicht ausführte, Maximilians Geschichte zu beschreiben!

Auch der Kaiser vollendete seine Geschichte nicht. Er dictirte sie zwar (deutsch) bis auf das Jahr 1513 seinem Secretär und nachherigen Kanzler dem Marx Treizsaurwein von Erntreiz, und 1514 brachte dieser, obgleich etwas eilfertig das Manuscript in Ordnung. Weil aber auch hier viel dunkle Stellen und verdeckte Namen vorkommen, so war schon damals Manches unverständlich, und es wurde dem Kaiser ein Buch voll Fragen darüber vorgelegt; es scheint, er habe sie, zum Theil wenigstens beantwortet, denn 1631 fand der Herr von Schallenberg eine Auslegung vieler dunkeln Stellen von Maximilians

*) Dieses Blatt ist noch vorhanden. S. des würdigen Hrn. Archivar Gaßlers Beyträge zur deutschen Sittengeschichte des Mittelalters, aus den Handschriften des Archivs zu Ambras. 1799. 8. S. 11.

eigener Hand. Dieſes Geſchichtbuch hatte den Titel, der Weiße Künig, oder wie es von Zeitgenoſſen auch genennt wird, der Blank Künig. Es ſind lauter verdeckte Namen darin: der blaue, rothe, grüne Künig, die graue, blaue, die Bauren-Geſellſchaft u. a. Friedrich der II. heißt der alte, Max der junge weiße König. Nach ſeinem Tode, da der Ernſt, das kaiſerliche Werk herauszugeben, abnahm, geriethen die einzelnen Papiere, ſo wie die 237 Tafeln der Holzſchnitte, die Hans Burgmaier, Albrecht Dürers Schüler und Freund, dazu verfertigte, in Unordnung; letztere gingen ſogar verlohren. Reichard Strein von Schwarzenau wollte den weißen Künig im sechzehnten, Hr. von Schallenberg im ſiebzehnten (ſammt allen übrigen Werken des Kaiſers) drucken laſſen; es geſchah aber nicht. Die Handſchrift blieb indeßen in der Kaiſerl. Bibliothek zu Wien, wohin ſie P. Lambek aus dem Archiv zu Ambras gebracht hatte. Als man in neuern Zeiten Burgmaiers treffliche Holzſchnitte, eben da ſie ihrem Verderben nahe waren, entdeckte, ſo wurde das ganze Werk nebſt den Holzſchnitten abgedruckt*). Dieſe Ausgabe hat hiſtoriſche Noten, worin, bis auf wenige Kapitel, die meiſten Dunkelheiten gehoben ſind. In einem Gemählde der Urſchrift wird der Kaiſer ſitzend auf einem Throne vor-

*) Wien 1775 in Folio. Zur Kenntniß der damaligen Sitten und des Zuſtandes der Künſte läßt ſich ſehr viel aus dieſem Werke lernen.

gestellt, von wo er den Schreiber dictirt; unten stehen die Verse:

Merk! viel wird von mir geschrieben,
Was Sachen und Krieg ich hab getrieben.
Darum schreib, wie ich dir itzo sag,
So kumbt die rechte Wahrheit an den Tag.

Maximilian starb 1519 in seinem sechzigsten Jahr auf einer Reise zu Wels in Ober-Oesterreich, und wurde auf seinen Befehl zu Neustadt nahe am Grabe seiner zärtlich geliebten Mutter Eleonora beerdigt.

In seiner letzten Krankheit ließ er sich in schlaflosen Nächten von Joh. Stabius Geschichtbücher vorlesen. Seinen Sarg „als das einzige Erbe von all seiner Macht und Herrschaft," hatte er seit vier Jahren auf allen seinen Reisen mitgeführt. Als man ihm rieth, sich zu seinem Ende zu bereiten, sagte er: „Ich habe es längst gethan, nun wäre es zu spät dazu." Er befahl seine Leiche einen Tag lang jedermann zu zeigen, damit sich seine Unterthanen des gemeinen Looses der Sterblichen desto kräftiger erinnern möchten." Sein Beichtvater durfte ihn nicht mehr Kaiser, sondern nur Maximilian nennen. Seinen Räthen und Dienern both er zum Abschied jeden die Hand, und als sie um ihn weinten, sagte er heiter: „was weint ihr? daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?"

Sein Grab in der Neustadt ist unbezeichnet. Aber in der Hofkirche zu Inspruck ließ ihm sein En-

kel, Kaiser Ferdinand I. ein prächtiges Mausoleum von schwarzem Marmor errichten, in welches an den Seiten 24 große Tafeln vom schönsten weißen Marmor, mit den Vorstellungen seiner vornehmsten Thaten, eingelassen sind *). Dieses bewundernswürdige Meisterstück von Kunst und Fleiß, soll eine Arbeit des Alexander Callinus von Mecheln seyn. und ist vielleicht der Triumph der damaligen Deutschen- oder niederländischen Kunst, an welchem man, je länger man es betrachtet, immer neue Schönheiten entdeckt. Oben auf dem Grabmahle ist die metallene Bildsäule des Kaisers in knieender Stellung, mit den vier Haupttugenden und andern Bildern. In einiger Entfernung umgeben es in zwey Reihen acht und zwanzig metallenene Bildsäulen von kolossalischer Größe, der königlichen und fürstlichen Ahnherren Maximilians von König Artur und Chlodowich bis auf Friedrich III; ein ehrfurcht erregender Anblick, da das Metall vor Alter dunkel geworden und mehrere dieser Bildsäulen mit Geist und Feuer ausgeführt sind.

Zur Probe der Erzählungsart des weissen Königs, und zugleich als eine schätzbare Reliquie des

*) Sie sind in 24 Blätter in Querfolio in Kupfer gestochen. So gut die Arbeit des Kupferstechers ist, so hat er doch den Geist, die Feinheit, und das Charakteristische der Figuren des Originals bei weitem nicht erreicht.

Alterthums, mögen die Nachrichten, die von Maximilians Erziehung daselbst vorkommen, hier stehen.

„Sobald der Knabe anfing zu reden, (dieses geschah nach andern Nachrichten sehr spät) gab ihm der Vater viel Edelknaben von den allergeschicktesten zu Gespielen um ihn in der Sprache fortzuhelfen, und mit ihm Kurzweil zu treiben. Er hielt sich unter ihnen ganz sanftmüthig und fröhlich, und war in allen kurzweiligen Spielen neufindig. Er hatte auch an sich die königliche Tugend, daß er von den Edelknaben nicht gern hätt', gegen einander Unwillen zu tragen, sondern sie mußten allweg in Einigkeit bleiben und keine böse Parthey machen."

„Der alte König betrachtete mit großem Fleiß, daß er seinen Sohn aus der heil. Schrift wollte lernen lassen drey Gesetze, die Gott der Allmächtige gegeben hat: das erste, daß er Gott lieb hätte vor allen Dingen, denn welcher Mensch nicht in ihm hat die Furcht Gottes, der wird nicht ewiglich leben; das andere, daß er Vater und Mutter, und allen denen, die ihm Gutes, dankbar wäre, und sie ehrte; wan (denn) die Undankbarkeit ist ein Laster, darunter alle Laster verborgen sind. Das dritte, daß er seinem nächsten Menschen das thäte, das er begehrt, das ihm von ihm geschehe; denn welcher in seiner Regierung mit Unrecht streitet, oder ungleich Gericht führt, das ist ein Verlierung der zeitlichen und ewigen Ehre." (In seinem Lernen sey er sehr fleißig ge-

weſen, ſo daß ſeine Lehrer ihn nie ſtrafen mußten. Auch legte er ihnen oft Fragen vor, die ſie ihn gar nicht beantworten konnten. Er lernte darauf aus eigener Bewegung ſchreiben, indem die vielen ſchönen Schriften die er ſah, ihn zur Nacheiferung reizten)."

„Der alte König befahl hierauf den Meiſtern, ſeinem Sohn, die ſieben freyen Künſte zu lehren, das ſie dann mit großem Fleiße thäten und ihm anzeigten, wie keine Kunſt durch keinen Menſchen völliglich möchte begriffen werden. Dazu ſo fließe eine Kunſt aus der andern, gleich einer Kette von vielen Gliedern; und da eine Kunſt der andern mit der Lehrung und mit der Uebung die Hand gebe, ſo müſſe er für und für mehr zu begreifen ſuchen. Er lernte auch hierin in Kurzen ſo viel, daß ſeine Meiſter und die gelehrten Leute ſich verwunderten, und bedachten, daß es nicht gut und nützlich wäre, ihm mit dieſer Lehrung weiter zu beladen, denn wenn man einen Menſchen mehr lehren will als Noth thut, das iſt ein Ueberfluß und eine Verhinderung anderer Werke. Der Vater erforderte den Sohn vor ſich, und ſprach zu ihm: Ob deiner Lehrung hab' ich ein ſonder Gefallen, und wolleſt die mit Tugend und guten nützlichen Werken vollbringen. Darauf gab ihm der Sohn die Antwort:"

„Den guten Samen der Tugend und Kunſt, den ich geſäet habe mit meinem Fleiß, der wird in meinen Jahren ſchöne Blumen tragen, dadurch dein Garten voll ſoll werden des ſüſſen Geſchmackes, und

ich werde meinen guten Samen unter dem bösen Kraut, das sich selbst säet und überflüßig wächst, nicht stehen lassen; sondern in aller Maaß, wie ich meinen guten Samen mit emsigen Fleiß gesäet habe, also will ich das bös Kraut mit Ernst davon ausrotten und vertilgen." Als er auch zur Regierung kommen ist, (setzt Treizsauerwein hinzu:) hat er erfüllt seine Rede, denn in all seinem Reich wurde gesagt von seiner Tugend: das ist der Garten mit den schönen Blumen! Er gestattete auch in seinem Reich keine Räuberey, sondern war allenthalben ganz sicher zu ziehen (reisen) *). Das ist die Vertilgung und Ausrottung der bösen Kräuter."

„Bald darauf sprach der Vater zu dem Sohn: Sohn, höre mir zu: Nach meinem Tod wirst du seyn ein Besitzer meiner Reiche. Wie wohl ein jeder König ist, wie ein anderer Mensch, so müssen doch die Könige, die selbst regieren, mehr wissen denn die Fürsten und das Volk, damit daß ihre Regierung bey ihnen bleibe, und meine Rede die ich zu dir thue, das ist eine Erfahrung der Welt. Der Vater wollte dem Sohne mit dieser Unterweisung, nicht ganze Offenbarung thun, um den Sohn in seinem Verstande zu versuchen und probiren. Der Sohn ließ sich nicht merken, sondern er dachte emsiglich nach, und las

*) Wenn er vor einem Hochgericht vorbei ging, zog er den Hut ab, und sagte: Salve justitia!

auch Geschrift; die da sagt von den vergangenen Geschriften, und von der Menschen Natur und Gemüth. Er erzählt hierauf dem Vater, was er davon begriffen, nemlich zu allererst von den verschiedenen Ständen, ihren Rang und ihren Pflichten, vom Pabst, den Cardinälen, Bischöffen, Priestern, Mönchen und Klosterfrauen, von den Königen, Erzherzogen, Fürsten, Grafen, Herren, der Ritterschaft, dem Adel, der Bürgerschaft und den Bauern; und hernach fünf Artikel: zuerst von der Allmacht Gottes, zweitens von dem Einfluß der Planeten, drittens von der Vernunft des Menschen; viertens von der zu viel Sanftmüthigkeit in der Regierung, fünftens, von der zu viel Strenge in der Gewalt. Nach diesen Worten redete der Sohn weiter und sprach: darum werde ich künftig führen und im Herzen haben diese Worte: Halt Maß! Als der weise König kam zu seinem Alter und in seine gewaltige Regierung, hat er keinen Menschen versagen (verurtheilen) lassen ohne genugsame Erkundigung .... Der Zorn ist auch bey ihm kein Handler gewesen, sondern er hat allwegen angesehen die Natur mit ihrer Gutheit und Bosheit, und hat seine Worte bestätet, Halt Maaß. Diese Tugend ist so groß an einem Menschen, daß daran, ihm zum Lob, ein eigen Buch geschrieben sollte werden."

„Der junge König erlernte darauf die Kunst des Sternsehens. Er bekam auch Begierde die schwarze

Kunst zu erlernen, da ihm von Zeit zu Zeit Bücher in die Hände fielen, darin sie gelehrt wird, und berufte sich vor seinem Vater, der ihn dagegen warnte, auf Pauli Spruch: Prüfet alles, aber das Beste behaltet. Der Vater gab ihm darauf den besten Meister in dieser Kunst zum Lehrer, der sein Möglichstes that um den Prinzen Liebe dafür einzuflössen. Dieser aber fand von selbst, daß es eine eitle Kunst sey, die wider das erste Gebot Gottes gehe: du sollst glauben an einen Gott und verstand nun erst recht S. Pauli Lehre: denn welcher nicht erfahren ist, der glaubt bald, dadurch denn oft eine Verführung geschieht und die Menschen vom rechten Glauben zu einem neuen Glauben abfallen."

„Für die Geschichte, und wie ein jedes königliche und fürstliche Geschlecht von Anfang hergekommen wäre, hatte er eine besondere Neigung; „darinn er in seiner Jugend keine Erkundigung erfragen konnte, darob er denn oft einen Verdruß trug, daß die Menschen der Gedächtniß so wenig acht nähmen." u. s. f.

„Nachdem der alte König gesehen, daß der junge König die Arzney der Seele wüßte, so ließ er ihn durch einen geschickten Mann auch in der Arzney des Leibes unterrichten, und wie er sich vorsehen müsse, daß er nicht sein Leben mit überflüssigem Essen und Trinken oder mit zu viel Arzney abkürze, wie er sich gegen Gift verwahren soll u. dgl. Daher hat er sich nachher in zwo schweren Krankheiten selbst geholfen. Er lernte auch die Kunst des Secretariats, und ließ

keinen Brief ausgehen, so lang er regierte, ohne ihn vorher genau überlesen zu haben. „Wie fleissiglich hat er regiert! die ganze Regierung aller seiner Reiche und Land ist allein von ihm besehen, neben all den großen Kriegen, die er in fremden Landen geführt hat.“

„Der junge König war von Natur sehr milde, und als oft sein Vater ihm Geld geben ließ, vertheilte er solches unter die Grafen, Herren, Ritter und Knechte, die ihm sein Vater zugeordnet hatte. Auf eine Zeit sprach der Vater *) zu ihm: „Sohn, ein jeder König soll mild seyn, aber nit so mild wie du anfahest!“ Darauf antwortete der Sohn: „Ich will nicht werden ein König des Geldes, sondern ein König des Volkes und aller derjenigen, die Geld haben. Ein jeder König streitet und krieget mit dem Volke und nicht mit dem Geld gegen seinem Feinde und wo der Schatz ist, da ist das Herz.“ Der alte König ließ ihn also in seiner Mildigkeit bleiben und aufwachsen. So gutthätig blieb er auch als Kaiser gegen seine Diener und Kriegsgefährten.“

„Von einem Bauer lernte er, ohne daß es jemand merkte, Windisch und Böhmisch. Ferners Zeichnen und Mahlen, das ihm in den Kriege oft gut zu statten kam; die Baukunst in ihren drey Abtheilungen, zur Lust, zur Nothdurft, und zur Stärke. In Kriegsgebäuden hat ihn niemand übertroffen, wie auch in

*) Friedrich der III. war sehr sparsam.

dem Zimmerwerk und dem Brückenbau. Das Beispiel Davids und Alexanders, „von denen jenem er in dem Lob Gottes, und diesem in der Streitbarkeit nachzufolgen dachte," machte ihm Lust allerley Musik und Saitenspiel zu lernen, welches ihm bald gelang, und als er zur Regierung kam, richtete er eine solche Cantorey mit einem so lieblichen Gesang von Menschenstimmen, wunderlich zu hören, und von so lieblichen Harfen und süssen Saitenspiel auf, daß er darin alle Könige übertraf, und brauchte dieselbe Cantorey allein zu dem Lob Gottes in der christlichen Kirche. Auch hat er ein solch mannlich fröhlich Pfeifen und Trommelschlagen bey seinem Kriegsvolk aufgebracht, daß es nicht allein des Menschen Herz erfreute, sondern der Hall davon die Luft erfüllte. — Er lernte auch die Speisen erkennen, damit er desto paß sein natürlich aufgesetzt Alter erreichen möchte." (Treizs. rühmt hier seine Tafel, an welcher er oft gepriesen, da aus 4—5 Königreichen Speis und Trank zugegen war, die er nicht einmal gekannt habe). Mit Panketen und Mummereyen von ganz neuer Erfindung war er über alle andere Könige: „darum daß er nicht allein der streitbarste, sondern auch der fröhlichste König gewesen ist." Im Münzeschlagen war er sehr kunstreich, und hat in seiner Regierung bessere Münz in Silber und Gold als alle andere Könige schlagen lassen: das ist au[illegible] gekommen aus seiner eigenen Kunst und Erfahrung [illegible]in, das denn seinem Volk ein sonderlicher Nutzen n[illegible] Summa, was

Königlich und Ehrlich ist, hat dieser König in allen seinen Sachen gehabt. Die Bergwerke in seinem Reich lernte er mit allem Fleiß kennen, und gab darauf große Freiheiten. Er hatte die Erfahrung und Wissenheit, die andern Königen verborgen ist, daß kein Bergwerk eine einzige Person mit Bauen erkuken kann, sondern die Bergwerke werden durch den gemeinen Mann erbaut, und durch stäte Freyheiten, gute Ordnung und Glauben haltend erkukt und erhebt. Das Bergwerk zu Schwaz allein trug ihm jedes Jahr Frohn und Wechsel 15000 Gulden. Er hat auch mit dem Holz zu den Bergwerken solche Ordnung gemacht, daß künftiger Mangel verhütet wurde, u. s. f.

Von ritterlichen Spielen lernte er, mit dem Handbogen zu Roß und zu Fuß schießen, und war in kurzer Zeit dem besten „Hußaren" hierin gleich, selbst den Englischen, „die für allen Nationen hierin berühmt sind. Mit seinem Bogen hat er einen hölzernen Schaft, daran kein Eisen war, durch ein Stück hartes Lerchenholz drey Zwergfinger dick geschossen." Eben so mit der hölzernen Armbrust und den stählernen Bogen, womit er einst in Steyermark einen Gemsbock von einer hundert Klafter hohen Felswand, wo kein Schütze ihn erreichen konnte, herunter schoß. Als er auf eine Zeit in einem Buch die Worte las: „du König, nimm wahr der Falken und den Hir„schen, und ergötz dich in dem Gejagd, das dir zuge„geben ist, daß du nicht einfallest in sündliche Laster" — so erregte das Wort eine große Begierde in ihm

zur Jagd, *) besonders zu der edlen Falkenbeize, und erlernte die mit sonderm Fleiß. Er ließ sich Falken kommen aus der Tartarey, aus der Heidenschaft, aus Reussen, von Rhodus u. a. Auf seinen Reisen, indem er selten lang an einem Ort still lag, sondern von einem Königreich und Land in das andere zog, da beizte er unterwegs allweg. Von seinen andern Jagdlustbarkeiten; zu seiner Zeit waren die Steinböcke mit den Handbüchsen so ausgeödet worden, (denn die Bauersleute, wo sie über das Wildpret kommen, halten kein Maaß, sondern öden alles aus;) daß man kaum viere mehr fand, als der König wieder anfing sie hegen zu lassen; von da an haben sie sich wieder gar wohl gemehrt. Er war so gar unverdrossen mit dem Jagen, daß viele vermeinten, er sollte in die Länge einen Unwillen darob gewinnen, aber je mehr er jagte, je größere Liebe und Lust gewann er zu dem Jagen. Besonders liebte er die Bärenjagd, die er selbst stach, und die Gemsenjagd, wo ihm nicht viele seiner Gemsenjäger in dem Steigen an den Felswänden glichen; u. w."

*) „Solitus erat dicere, qui Princeps venatione non delecturetur, ei aut ludo tempus terendum (quod esset in homine, nedum in Rege, turpe;) aut alienis fortunis inhiandum; vel (quod longe detestabilius) uxoribus insidiandum." Rorarius l. c.

Die Fischerey und das Vogelstellen liebte er gleichfalls. „Er hatte eine besondere Neigung den Vogelsang zu hören, und hielt in vielen Städten Vogelmeister, die ihm singende Vögel hielten, und wenn er in die Stadt kam, sie ihm in seine Schlafkammer und Stuben bringen mußten. Es war oft in seinem Zimmer von den Vögeln ein solcher Gesang, daß, wenn zween mit einander redeten, sie sich nur mit Mühe verstehen konnten. Er ließ sich die Vögel bisweilen auf den Reisen nachtragen, und wenn er wo in einer Aue oder in einem Wald eine Nachtigal singen hörte, so ritt er dahin und hörte dem Gesang zu. Dieser König hat an alle dem eine Freude gehabt, und seine Ergözlichkeit mit großer Lust gesucht, das Gott den Menschen zu ehrlicher Freude erschaffen hat, dadurch die Laster zu meiden."

Von seinen kriegerischen Übungen, im Fechten mit Spießen, Lanzen, Schwertern, Degen u. dgl. blos oder bepanzert, zu Fuß oder zu Pferd, im Scherz und Ernst nur dieß: Als er einst viel von Aufzäumen der Pferde und andern, was bey Pferden zu beobachten ist, redte, sagte einer zu ihm: Er soll das seinem Stallmeister überlassen; darauf gab er ihm die Antwort: „Ist doch ein alt Sprichwort: ein Hufnagel behält ein Eisen, ein Eisen behält ein Pferd, das Pferd den Mann, der Mann behält ein Schloß, ein Schloß die Stadt, die Stadt das Land, das Land behält ein Königreich; und ich gehe dir zu erkennen, daß der Knecht nicht über den Herrn seyn

soll, denn welcher Herr sich auf seinen Knecht verlassen muß, der ist in seiner Gewalt, und in der Gewalt des Pferdes: derselbe wird betrogen und überwunden von seinen Feinden." — Wie Harnische gemacht und gehärtet werden sollen, verstand er ebenfalls sehr gut, und erfand neue Vortheile dabey. Leidenschaftlich liebte er von Jugend an das Geschütz („die Artalerey;") und „wo er in Geheim darüber kommen mocht, so fing er mit ihm selbst dermaßen ein Schießen und ein Arbeiten an, daß man ihn zuletzt verhüten mußte, daß ihm von den Geschütz kein Schade beschähe." Er erdachte auch, als er zur Regierung kam, wunderbarlich neue Geschütze, vor denen keine Mauer hat bestehen mögen. (die hier beschrieben werden) — „Ein kleines erfand er, genennt Nachtigall; welchemb dasselbe Geschütz ist kommen für sein Haus; dem hat es gesungen also ein grausamlich Gesang, daß keiner demselben hat widerstehen mögen. In Lagern ordnete er die Wagenburg immer selbst an, und übertraff auch darin alle Kriegshauptleute."

So viel von Maximilians Erziehung und seinen ritterlichen und fürstlichen Tugenden. Nach diesen wird die Geschichte von seiner Heyrath mit Maria von Burgund, angefangen. Als er nach Gent kam, um sie zu werben, wurden ihm schon am ersten Abend, ehe die Prinzessinn ihn gesehen hatte, prächtige Feste und Mahlzeiten gegeben. Sie und ihre Mutter brannten vor Begierde, den künftigen Bräu-

tigam zu sehen. Die Mutter verkleidete sich, und drängte sich mit Mühe durch die Schaaren des Volkes hindurch, die ihn umringten. Als sie ihn endlich in einem Saal erblickte, wollte sie es lange nicht glauben, daß Er es wäre, denn sie bedäucht er wäre zu schön, und vermeinte, sie hätte einen schönern Jüngling nicht gesehen. „Sie ging hierauf in ihre Kammer zurück und sprach mit Innigkeit ihres Herzens: O Tochter einen schönern Jüngling hab ich nicht gesehen, als der jung weiß König ist, und der soll seyn dein Herr und Gemahl, und kein anderer nit. — denn er war gar ein gerader Jüngling, ganz wohl gestaltet von Leib und Gebein, hatte ein schön lieblich Antlitz, und ein sonderlich schön gelb Haar. Er wurde genannt von seiner Schöne und Schicklichkeit wegen der weiß König, mit dem gütigen Angesicht." Noch demselbigen Abend wurde die Heyrath fröhlich beschlossen, und des folgenden Tages in der Hauptkirche bestätiget. — Er lernte auch bald von ihr ihre Landessprache, und sie die seinige; von englischen Bogenschützen am Hofe lernte er Englisch, bald auch Spanisch und Italienisch, so daß er mit sieben Hauptleuten sieben Sprachen redete.

Unter den vielen weisen Sprüchen, die von ihm aufgeschrieben sind, zeichnen sich folgende aus *):

*) Zinkgräf Apophthegmata, Birkens Oester. Ehrenspiegel.

Als Einer an seinem Hofe den Reim an eine Wand schrieb:

„Als Adam hackt' und Eva spann:
Wo war damals der Edelmann?"

schrieb Maximilian darunter:

Ich bin ein Mann wie ein ander Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann."

Die christliche Liebe sagte er, wartet nicht auf der dürftigen Bitte, sondern sie hilft schon vor der Bitte.

Stillsitzen und Müssiggang pflegt adeliche tapfere Gemüther wie der Rost das Eisen zu verderben.

Alsdann fürchte ich am meisten den Wankelmuth des Glücks, wenn es am allermeisten nach meinem Wunsch geht.

Den Rheinstrom nannte er wegen der vielen Bisthümer, Stifter und Klöster an demselben die Pfaffengasse.

Als man ihn fragte, warum er gewisse Leute, die sich an seiner Majestät vergriffen, nicht alsobald wie sie es verdient, hätte hinrichten lassen? antwortete er: „Ich muß ihrer schonen, damit ich sie wieder überwinden, und ihnen noch oft verzeihen könne."

Ein Bürger zu Boulogne von gemeiner Herkunft, aber großem Reichthum, bat ihn um einen Adelsbrief. Maximilian antwortete ihm: „Ich kann dich wohl noch reicher machen als du bist, aber den Adel kann ich dir nicht geben, den mußt du durch Tugend erwerben."

Es ist viel leichter ein Volk zu bezwingen und zu überwinden, als es nachher im Zaum zu halten.

In einem vertrauten Gespräche über verschiedene Länder sagte er: „wenn ich Gott wäre, und hätte zwey Söhne, so sollte der älteste nach mir Gott, und der zweyte König in Frankreich seyn.“

Ein Hofdiener entwendete ihm einst 3000 Gulden. Der Kaiser der es wohl merkte, es aber verbarg, fragte ihn bald nachher, was er glaube, daß einer, der ihm einige tausend Gulden gestohlen, für eine Strafe verdiene? und als dieser antwortete: Den Galgen! schlug in der Kaiser freundlich auf die Achsel und sagte? „Nicht so streng! wir bedürfen deiner Dienste noch länger!“

Einer seiner Wahlsprüche war: Domino gloria, mihi confusio! (dem Herrn die Ehre und mir Beschämung).

König Ludwig der XI. sonst sein Feind, mochte es nicht leiden, wenn seine Hofleute verächtlich von Maximilian sprachen, und sagte einem, welcher ihn den Bürgermeister von Augsburg nannte: „Du sollst nicht so schimpflich von Maxen reden! Glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke anziehen läßt, so ist ganz Deutschland in Harnisch, und Frankreich beginnt zu zittern!“

Petrarca und Laura.

Blicke auf die schönen Tage der Liebe in der Vorzeit.

Mitten in den blutigen Kämpfen gegen einander wüthender Partheien, welche sein schönes Vaterland verheerten, wurde Francesko Petrarca den 20. July im Jahre 1304 zu Arezzo, von angesehenen aber nicht reichen Eltern geboren. Größeren Unruhen ausweichend, nahmen diese ihren Zufluchtsort in die Provence, und zu Avignon erhielt Francesko seinen ersten Unterricht. Er wuchs kräftig heran, war verständig und trieb die Wissenschaften mit großem Fleiße. Aber auch männliche Schönheit hatte die gütige Natur dem feurigen Jüngling verliehen. Seinem blühenden Gesichte entstrahlte der hohe Geist, der ihn belebte. Schlank und wohlgewachsen war er, angenehm von Gesicht, hatte lebhafte Augen und eine feine geistreiche Miene. Seine männlichen Züge, seine edle ungezwungene Gestalt, machten, daß man in der Jugend mit Fingern auf ihn zeigte. Aber er war auch

eitel, und suchte seine Schönheit mit dem ausgesuchtesten Schmucke zu erheben. Er hatte schöne Haare, die jedoch sehr frühzeitig grau wurden, was ihm gar nicht angenehm war, denn eitel wie er, wie gesagt war, suchte er nur gar zu gern den Weibern zu gefallen, die gewöhnlich keine Freundinnen grauer Haare sind, was er wußte. Sehr treu und beständig war er in der Freundschaft, und hat keinen seiner Freunde auf andere Art, als durch den Tod verloren. Ungezwungen und anständig frey war sein Benehmen, wer ihn kannte, liebte ihn.

So verlebte er ganz zufrieden mit sich selbst und seinem Geschick seine Tage, als er am 6ten April (nicht aber am 1ten) des Jahres 1327 am Montag in der Charwoche, des Morgens um sechs Uhr, in der Kirche der Nonnen zu S. Clara in Avignon, ein weibliches Wesen erblickte, das ihn entzückend, sogleich ausser sich brachte. Grün war ihr Kleid mit Veilchen geziert. Ihr Gesicht schien mit himmlischer Klarheit überstrahlt zu seyn. Schlank und zierlich war ihr Wuchs, feurigzärtlich erglänzten ihre Augen, beschattet von Bogen, schwarz wie Ebenholz. Goldfarbene Haare*), wallten frey hinab auf die Schultern der

*) Das goldgelbe Haar wurde von den Weibern aller europäischer Völker geliebt und bewundert. Mit solchen Haaren bildeten die Mahler die Engel ab. Freie herabwallende Haare bezeichneten das Haar noch freier Mädchen. Mickelii, Trichologia, Darmstadt. 1733.

Liebenswürdigen tief hinunter auf den Rücken, gesponnen und gewebt, wie es schien, von den Händen des Liebesgottes selbst. Zierlich auf einem schönen Halse, bewegte sich ihr schöner Kopf, und öffnete sie den Mund, so erblickte man Perlen und Rosen. Auf niedlichen Füßen stand die Reitzende. Ihr Gang war nicht der eines menschlichen Wesens; wohin sie sich bewegte, wurde alles hell, und wich sie, wurd' es dunkel. Wohlgeformt und weich und rund waren ihre Hände. Ein bezaubernder Reitz übergoß ihr ganzes Seyn und Wesen. Sittsamkeit und Sanftmuth vermählten sich in ihren Blicken, rührend, sanft und wohlklingend war der Ton ihrer Stimme, und anders klangen, als menschlich ihre Worte. War es ein Wunder, wenn der zärtliche Dichter sogleich entbrannte? — Es geschah, was geschehen mußte. Er zählte damals drei und zwanzig, das schöne Mädchen dreyzehn Jahre des jugendlichen Lebens. — Der Dichter liebte und besang die schöne Laura, die diese Huldigung sich gefallen ließ, stets grüne oder rothe Kleider trug (worauf ihr Liebhaber zuweilen in seinen Gedichten anspielt) ihre Hand einem ehrenwerthen Ritter Hugo de Sade (starb 1348 an der Pest) sonderbar genug, in der nämlichen Stadt, an eben dem Tage, in eben der Stunde reichte, in welcher der Dichter sie zuerst gesehen hatte, und nahm den Weg zum Himmel, wohin sie alle Pfade wußte.

So viel und detaillirend der Dichter auch von der Schönheit der geliebten Madonna Laura gespro-

chen hat, so findet man doch in seinen Gedichten nie ihrer Nase erwähnt. Das mußte etwas zu bedeuten haben, dachte ein gewisser Lodovico Gandani, schrieb darüber eine zu Venedig 1581 gedruckte Dissertation, und behauptete, die schöne Laura habe ein Stumpfnäschen (Naso scavezzo) gehabt, aber mehrere vorhandene Bildnisse der Geliebten des Dichters, geben die Überzeugung, daß er etwas behauptet, was er nicht beweisen kann.

Vor ihrer Verheirathung lebte Laura zu Vaucluse, wohin ihr Geliebter ihr folgte. Dort zeigt man die Gemäuer der Gebäude, welche beide bewohnt haben sollen, die man noch jetzt die Schlösser der Liebenden (Les Châteaux des Amans) nennt. Man hat behauptet, ein Gang unter der Erde, habe aus einem Hause zu den andern geführt. Ist dem so, so hatten es die Liebenden bequem, einander zu sprechen. „Es ist vielleicht — wie Muratori meint — zwischen beiden nicht so still zugegangen, wie der Dichter sagt, und man es ihm geglaubt hat. Er war verliebt, und was noch mehr sagen will, er war ein Dichter; und wir sind eben deßhalb nicht verbunden, ihm aufs Wort zu glauben. „Ein anderer Schriftsteller meint: „zwanzig Jahr lang eine Komödie der Nichterhörung zu spielen", gehe über alle menschlichen Kräfte." Tassoni gibt eine bessere Auskunft und sagt ganz sonderbar im Ausdrucke: „Petrarca genoß die Liebe seiner Laura, wie die Mäuse die Materialien der Apo-

theckerbüchse, die leckend, vom Geruche sich sättigen.“ Welch ein italienischer Spaß!

Die spätere Welt (und zumal die jetzige!) ist nicht die des Dichters; die damalige Liebe nicht die heutige: eine nach Bequemlichkeit getroffene Vereinigung oder gar ein zügelloser Umgang. Sie war eine edle Leidenschaft, die man die Triebfeder aller mächtigen Herzenshandlungen nennen konnte. Diese Leidenschaft war es, die Dichter und Helden schuf. Man versetze sich in die Zeiten der alten edlen Ritterschaft; man sehe den Ritter selbst von dieser hohen Leidenschaft beseelt. Den größten Gefahren both er Trotz, um die Ehre und Schönheit seiner Dame, der er sich geweiht hatte, zu behaupten. Sich ihrer Liebe würdig zu machen, trieb es ihn zu den kühnsten Unternehmungen. Im Turnier wie im ernstlichen Kampfe, riefen die Ritter ihre Damen vor dem Gefechte an, und diese reichten ihnen die Preise ihrer Tapferkeit. Der allerverschwiegenste Ritter nannte ganz öffentlich den Namen seiner Schönen, die er liebte, der er gehuldiget hatte, und der bescheidenste Dichter sprach unverholen von seiner Lieben, die zu seinen Gesängen ihn begeisterte. Das ehrbarste Mädchen erröthete nicht der Gegenstand einer reinen Liebe zu seyn, die ohne den geringsten Verdacht gegen sich zu erregen, sie öffentlich erwiedern durfte. Denn damahls verwechselte man nicht die Liebe mit der Wollust. Das Herz hatte seinen eigenen Weg, die Sinne hatten den ihrigen. Die sogenannte Geliebte der Gedanken, war

eine ganz andere, als die, welche mit Begier beschaut und umfangen wurde.

Petrarca hatte nicht von der geliebten Laura, die ein Muster sittlich guter Ehe war, sondern von einer andern Gefälligen, zwey Kinder *). Diese war es, die ihn in harten Banden hielt, und alles anwendete, um ihn durch die Ehe ganz an sich zu fesseln, da sie seinen Wankelmuth und seine Liebe zur Veränderung kannte. Er unterlag bey ihr seinen Sinnen, sein Geist aber schwebte um die Glorie seiner Laura. Als diese starb, riß er sich auch im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters von jener los, was er sich selbst als ein hohes Glück anrechnete. Vor seiner Bekanntschaft mit der geliebten Laura, sah er die Weiber sehr gerne, und wurde von denselben eben so gern wieder gesehen. Er war galant, liebte es sich zu schmücken, und zu zieren, war verbindlich, wohlgestaltet, ein Dichter, wußte zu sprechen, wie hätte es ihm fehlen können? — Leicht ergab er sich allen die ihn wollten, leicht nahm er alle auf, die aufgenommen seyn wollten. Als er älter wurde, bereute er

*) Des Dichters Sohn Giovanni, starb 1361 an der Pest, seine Tochter aber, Franziska (geboren 1343), war an einen jungen Edelmann, Franzesko de Brosano, verheirathet, einen der liebenswürdigsten Männer seiner Zeit. Beide liebten einander zärtlich, und Franziska war das Muster der Weiber ihrer Zeit. Niceron. T. XXVIII. p. 382. Sade. T. II. p. 249.

Alles, sprach aber wie es scheint, dennoch gern von dem, was er bereute. Mitten im Taumel seines Sinnenwunsches erschien ihm Laura. Vielleicht seines Lebens glücklichste Erscheinung! Sie zog ihn von den Abgründen zurück, welchen seine Jugend-Leidenschaft entgegen taumelte, entfernte ihn von den verführerischen Gesellschaften, verfeinerte seine Empfindungen, bildete sein Wissen aus, und stellte sich selbst ihm als Ideal dar. Ohne diese Liebe wäre Petrarca vielleicht nie so unsterblich geworden, als er es jetzt ist. „Hätte er nicht geliebt — sagte Voltaire — würde er nicht so bekannt seyn.“ Das ist gewiß, daß seine lateinisch geschriebenen Werke fast ganz unbekannt geblieben sind; aber allgemein gelesen wurden und werden die Gesänge seiner Lieben. Wie dankbar er seiner Laura seyn mußte, sagte er selbst und Dante bekräftigte es.

Überspannt hat man seine Schilderungen genannt und viele derselben sind es, wenn man nicht die Wege kennt, welche die romantische Liebe damahls nahm*). Diese geistige Liebe brachte eine Art von

*) Agnese von Navarra, die Gemahlinn des Grafen von Foix, liebte den Dichter Machaut. Sie besang ihn mit Leidenschaft, und wollte eben so öffentlich von ihm besungen seyn. Er ist aber eifersüchtig. Sie schickt einen Priester an ihn, welchem sie so eben gebeichtet hat, ihn zu versichern, sein Verdacht sey ungerecht und er könne ihrer Treue sich ganz versichert halten. Bey dem allen war, wie allgemein bekannt war, Agnes eine sehr tugendhafte Dame.

Sympathie zwiſchen den Liebenden hervor, die bemerkungswürdig war. Laura hatte kaum die Lebhaftigkeit ihrer Geſichtsfarbe verloren, als ihr Geliebter dieſelbe auch verlor. Einſt war Laura krank. Petrarka beſuchte ſie. Als er ſie wieder geſund fand, ging, ganz wunderbar, der Fluß der ſie gequält hatte, aus ihren Augen in die Seinigen über. Dieſe Gleichheit und Gleichſtimmung der Leiber und der Seelen, bemerkte einſt ein Greis, in deſſen Blumengarten die Liebenden eintraten. Er brach zwei ſeiner ſchönſten Roſen ab, reichte ſie ihnen, und rief aus, indem er ſie umarmte: „Nein, ein ähnlicheres Paar ſieht die Sonne nicht!*)"

Perſönlich ſtellte ſeine erhöhte Fantaſie ihm die Geliebte auch in ihrer Abweſenheit dar, und wo er ſich befand, war ſie bey ihm. Ein Traum verkündigte ihm ihr Abſcheiden von dieſer Welt. So ſang er:

Aurorens Blick zerſtreuet Nacht und Dunkel,
Ein ſchönes Weib trat aus der Nacht,
Dem Frühling gleich ihr Haupt geziert mit Perlen,
Kam auf mich zu; ſie reichte mir die Hand,
Die, ach! ſo lang' gewünſchte. Welche Wonne
Durchſtrömte mir das Herz! — Sie ſprach:
„Erkenne, was dich zog von ſchlimmen Pfaden,
An was dein junges Herz ſich band."
Dann ſetzte ſie ſich nieder, an dem Bache,
Im Schatten eines Lorberbaums

*) Son. 208.

Und einer Buche, sprach mein Lieber setze dich zu mir
„O meine Theure! — rief ich — Herzerkohrne!
Wo kömmst du her? Wo willst du hin? —
Bist du im Leben noch? Sie sprach: Ich lebe;
Du aber lebst dem Tod', und wirst so leben,
Bis du der Erd entfliehst. Der Tag bricht an,
Auf, höre: Alles lebt in nichts als Träumen
Auf dieser Welt. Komm bald zu mir, dort leben
Wir still vereint in Herzens Einigkeit. ꝛc. ꝛc."

So sprach Petrarca's Seele zu sich selbst in seiner Sinnen Liebestraume. Kurz darauf erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Laura.

In politische Geschäfte verwickelt, konnte der Dichter nur zuweilen sich seinen Gefühlen überlassen. Und so prächtig und pomphaft auch seine Krönung zum Dichter in Rom auf dem Kapitol war, so gab das Alles doch seinem Herzen keinen Frieden: denn seiner Seele Seele, seine Laura war von ihm geschieden. Sein Engel hatte ihn verlassen, und die Verführerinn trat wieder zu ihm. Er wurde bewegt, eigensinnig, und warf übel gelaunt, einen neuen Haß auf die Weiber.

Er entschlief endlich den 19ten Julius 1347 ganz unvermuthet und lebet seines Glaubens und seiner Liebe zu seiner Laura, bei und mit ihr, so wie er ewig leben wird, in seinen herrlichen Gesängen.

Die Wissenden des heimlichen Gerichtes, die Vehmrichter ꝛc.

In einem bei dem Schwäbischen Bunde Anno 1515 verhandelten Prozesse bezeugen

1) Rudolph von Hohenek, ein Edelmann von Trochtelfing;
2) Bartholomä Beißer, Burgvogt zu Wallerstein;
3) Wilhelm Jäger von Dettingen,
4) Hans Wiesing von Illenschwang,
5) Klaus Stoß von Hohentrüchtingen, folgenden merkwürdigen Vorfall.

„Vor fünf und vierzig Jahren, mithin im Jahre 1470, hätten sich die Wissenden vierzehn an der Zahl, nach Wildburgstetten eingelegt, dortselbst einen Tag angeschlagen, und rechtliche Handlungen pflegen wollen. Als aber der damals regierende Graf Ulrich von Öttingen deß berichtet worden, habe er alsogleich dreißig Mann zu Pferd, und zweyhundert zu Fuß abgeordnet, die Wissenden im Wirthshause auf-

heben, und ihrer dreyzehn gefangen nach Wallerstein und Öttingen führen, auch im Unwillen und mit dem Entschluß sie zu ertränken, bereits Säcke machen lassen; von welchem schmählichen Tode sie jedoch die Vorbitte der Öttingischen Edelleute gerettet habe.*) Der vierzehnte von ihnen hingegen, Kaspar Schütz, ein Bäcker von Dünkelsbühl, der sich bey seiner Gefangennehmung habe wehren wollen, sey erstochen worden."

Der Burgvogt Beißer, hielt diese sogenannten Wissenden für Zauberer, weil man sie ertränken wollte. Die wahre Erklärung gibt uns aber ein Öttingisches Klaglibell von 1515, denn da heißen sie: des heimlichen oder Westphälischen Gerichts Wissende oder Schöffen.

Der Ursprung dieses Gerichtes wird schon Kaiser Karl dem Großen zugeschrieben. Jedoch erstreckte sich dasselbe Anfangs nur auf Westphalen, wo es unter der Oberaufsicht des Herzogs von Westphalen ein kaiserliches Landgericht vorstellte, und mit einer Inquisition gegen die Ketzer und Unglaubigen verbunden war.

Im Jahre 1371 errichtete Kaiser Karl der VI. einen Landfrieden in Westphalen. Als nun diesem nach und nach die mehresten Städte in Deutschland bei-

*) Öttingisches Wochenblatt vom Jahr 1787. N° 33 und 34. Journal von und für Deutschland. 1788. 2. Th. S. 89.

traten, und zu deſſen Handhabung beſondere Friedensgerichte aufſtellten, ſo geſchah es, daß dieſe Friedensgerichte durchaus den Nahmen und die Form der heimlichen Weſtphäliſchen Gerichte annahmen, und ſich durch dieſe Veranlaſſung über das ganze Reich verbreiteten. Denn obgleich Kaiſer Wenzel im Jahr 1387 den Weſtphäliſchen Landfrieden wieder aufgehoben, und einen andern nachher errichtet hat; ſo ſind doch die heimlichen Weſtphäliſchen Gerichte bis zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts geblieben, und haben durch ihre Grauſamkeit und Ausſchweifungen die lauteſten Klagen verurſacht.

Auch Spangenberg in ſeiner Mannsfeldiſchen Chronik erzählt: dieſe Vehmrichter wären ſo vermeſſen geworden, daß ſie vermeint ihre Gewalt erſtrecke ſich durchs ganze Deutſche Reich *); daher ſie dann ohne Scheu zu weit gegriffen, unſchuldige Leute ihres Gefallens zum Tode verurtheilt und ums Leben gebracht, und darnach erſt erkennen laſſen, ob ihnen Recht oder Unrecht geſchehen ſey.

Das Gericht mußte die Kaiſerliche Hoheit und Gerichtsbarkeit der Hochgerichte anerkennen; wiewohl es ſich ſelbſt den Kaiſer Friedrich den III. um Leib, Ehr und Gut vorzuladen die Freyheit nahm; die oberſte Aufſicht hatte der Churfürſt von Kölln als Herzog von Weſtphalen. In Dortmund war ein Gene-

*) Datt. de pace publica. L. IV. C. 2 — 8 Koch. Institut. Juris. Criminal. I. §. 665.

ral-Kapitel, wohin man von den andern Gerichten appeliren und sich Raths erhohlen konnte.

Die richtenden Personen waren Stuhlherrn und Freigrafen, welche das Gericht in einem bestimmten Bezirke vom Kaiser zum Lehen überkommen, und den Vorsitz führten. Ihre Beisitzer, deren wenigstens vierzehn seyn mußten, waren die Freischöffen; welche darum die Wissenden *) hießen, weil sie der Heimlichkeiten des Gerichtes wissend waren. Jeder Freigraf und Freischöffe mußte auf der rothen Erde, (welches Land deshalb, und der Blutgerichte wegen, welche dort gehegt wurden, Terra rubra genannt wurde) d. i. in Westphalen belehnt und beeidigt worden seyn.

Es gab keine Stadt, keine Regierung und keine Kanzley, unter deren Bürgern und Mitgliedern nicht Wissende verborgen gewesen wären. In Nördlingen **) mußte jedes Mal der Stadtschreiber ein Wissender seyn, welcher sogar eine eigene Gerichtsordnung in Verwahrung hatte.

Auch Graf Wilhelm von Öttingen war ein substituirter Freygraf, weswegen er im Jahr 1467 als Westphälischer Richter die Reichsstadt Weißenburg ***) mit Exekution überziehen wollte.

---

*) Kopp über die heimlichen Gerichte in Westphalen, Göttingen, 1774. Beck, Geschichte der westphälischen Vehmgerichte.

**) Von dieser ehemaligen Reichsstadt finden sich Nachrichten in Oetters Sammlungen 1. B. S. 147.

***) Hütter, das Vehmgericht des Mittelalters. Leipzig 1793. Europäische Annalen, Jahrgang 1811. St. 9.

Die Art bey diesem Gerichte zu verfahren, war verschieden: je nachdem der Beklagte abwesend, oder gegenwärtig, wissend oder unwissend, und von einem Schöffen oder einem Unwissenden angegeben war. Auf alle Fälle war die schnellste Exekution zur Hand; und wenn sich auch einer durch die Flucht retten und verbergen wollte, so schlichen wenigstens immer vier Wissende auf das geheimste im ganzen Reiche herum die den Geflüchteten ausspürten, und wo sie ihn fanden, am nächsten besten Baume hinknüpften. Ein Messer neben dem hängenden Leichnam in den Baum gesteckt, zeigte an, daß sie es als Freischöffen gethan hatten, und niemand durfte es wagen, ihnen hinderlich zu seyn.

Heimlich hießen diese Gerichte daher, weil die Anklagen insgeheim geschahen, das Urtheil und selbst die Exekution geheim und in der Stille gefällt und vollzogen wurden. Und auch das, ob einer ein Westphälischer Freischöff und Wissender sey, war für den Ungeweihten ein Geheimniß. Bey ihrer Annahme mußten die Schöffen durch den feyerlichsten Eid geloben: „das sie wollten die heilige Vehme verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allen was die Sonne bescheint und der Regen benetzt, vor alle dem, was zwischen Himmel und Erde schwebt.“

Wenn sie nun diesen Eid abgelegt, und die Heimlichkeiten erfahren hatten, so wurde ihnen zugleich

die angeblich schon von Kaiser Karl dem Großen gesetzte Strafe des Verräthers eröffnet, nach welcher derjenige, so das Geringste den Menschen oder den Thieren offenbaret, unvertagt ergriffen, ihm seine Hände und Augen verbunden, die Zunge herausgerissen, und er an einem dreyfachen Strick, sieben Schuh höher, denn ein anderer Dieb, gehenkt werden soll.

Die Feyerlichkeiten, womit sich das heimliche Gericht versammelte, waren an mehreren Orten diese:

Um Mitternacht versammelten sich die Wissenden auf dem Kirchhofe desjenigen Dorfes oder Fleckens in welchem sie ihr Gericht zu halten gesonnen waren. Mit Anbruch des Tages verkündete das Läuten aller Glocken den Inwohnern die Ankunft dieser furchtbaren Gäste. Alles, Groß und Klein, mußte sich nun auf das freye Feld begeben, und in einen Kreis niedersetzen, in dessen Mitte der Freigraf nebst seinen Schöffen saß, und Schwert und Strick vor sich liegen hatte.

Die Verbrechen, über welche er von den Schöffen heimliche, oder von den Unwissenden öffentliche Anklagen annahm, waren folgende:

Ketzerey und Unglauben, Kirchenraub, Hochverrath, Mord und Mordbrennen, Nothzucht, Räuberey, Diebstahl, Verweigerung Rechtens und Widerspenstigkeit gegen das Gericht, seine Schöffen und Boten, u. s. w.

Saß im Kreiſe irgend Jemand, der wegen ſolchen Vergehen nicht im beſten Rufe war; ſo trat ein Schöffe zu ihm hin, berührte ihn mit ſeinem weißen Stabe und ſagte ihm leiſe die Worte in's Ohr: „Freund! es iſt anderswo ſo gut Brot eſſen, wie hier.“ Das hieß: wenn du kein gut Gewiſſen haſt, ſo ſteh auf und geh' davon.

War nun der auf dieſe Art ein und zwei Mal gewarnte Mann ſich nichts Böſes bewußt, ſo konnte er es darauf ankommen laſſen und ſitzen bleiben. Wenn aber einer dem Landfrieden nicht recht trauen wollte, ſo war ihm erlaubt aufzuſtehen, und öffentlich davon, und aus dem Lande zu gehen. Niemand durfte eine Hand an ihn legen. Nur war dadurch ſein ganzes Vermögen verfallen. Wenn hingegen der warnende Schöffe zum dritten Male mit ſeinem Stabe jemand berührte: ſo war das ein Zeichen, daß er eines Verbrechens nicht nur verdächtig, ſondern heimlich wirklich angeklagt und überwieſen worden war, und auf dieſen Fall wurde der Unglückliche ohne weitere Umſtände ſogleich gebunden und am nächſten Balken oder Baume hingehängt.

Das Hängen war überhaupt die gewöhnliche und einzige Strafe, deren ſich die Weſtphäliſchen Richter gegen anerkannte Verbrecher, ohne Ausnahme des Standes und der Perſonen bedienten. Auf dieſe Art wurde im Jahre 1385 ſogar ein Graf von Werningerode durch die Wiſſenden gehenkt. Gemeiniglich mußten die jüngſten Schöffen dieſes Amt verſehen:

aber auch dieses geschah so geheim, daß man bei keinem erfuhr, wer sein Henker gewesen. Noch im Jahre 1515 hat Herzog Ulrich vom Wirtemberg als Freischöffe den Johann von Hutten im Böblinger Walde mit eigener Hand zum Tode gebracht.

Wenn man nun die furchtbare Gewalt der Wissenden betrachtet, so muß man allerdings erstaunen, daß Graf Ulrich von Öttingen so kühn seyn konnte*) ein ganzes Gericht aufheben zu lassen, und zu einem schmählichen Tode in den Säcken zu bestimmen. Zum Theil läßt sich dieses daher erklären:

---

*) Als Herzog Wilhelm III. von Sachsen sich mit der Katharina von Brandenstein vermählt hatte, war die Vehme so kühn, diesen mächtigen Fürsten, von welchem seine Zeitgenossen zu sagen pflegten: „Legt Herzog Wilhelm seine Sporn an, und geht über den Schloßhof zu Weimar, so hört man sie im ganzen Reiche klingen" — vor ihr Gericht zu laden. Er ließ diesem furchtbaren Gericht zurück wissen: er werde kommen, begleitet von 3000 Rittern; und die Vehme ließ ihm sagen, er möge demnach nur daheim bleiben. Der Herzog aber ließ die Wissenden, die ihm die Einladung gebracht hatten, henken. Die ihm nicht gewogenen Mönche und Erfurter nannten ihn den Harten, Unfreundlichen; er selbst aber hieß sich einen obersten Handhaber aller guten Werke, und er hatte dazu Fug und Recht, wie seine Geschichte beweißt. Kreysigs Beyträge ꝛc. 2 Thl. S. 325. Sagittarii Hist. Goth. p. 163.

1) Wahrscheinlich ist Graf Ulrich, wie sein vorher schon verstorbener Bruder Wilhelm, auch ein Wissender gewesen. Mithin mußten diese Schöffen gegen ihn schon mehrere Rücksicht, als gegen einen andern nehmen.

2) Etliche Jahre vorher, nämlich 1461 hatten sich Oesterreich, Pfalz, Baiern, Würtemberg, Baden, nebst mehreren Prälaten, Grafen und Städten in Schwaben verbunden: den westphälischen Richtern einmüthig und mit Gewalt zu widerstehen. Graf Ulrich konnte sich also auf dieser ihren Beistand, auf ihre Unterstützung verlassen.

3) Die Wissenden zu Wildburgstetten, mußten sich diese Behandlung um so eher gefallen lassen, weil sie sich ohne Ordnung, und ohne den nöthigen Vorsitz eines Freigrafen versammelt hatten. Vielmehr haben sie ferner

4) gegen ihre eigenen Statuten gefehlt, daß sie sich unzuständiger Weise in den Sprengel eines anderen Stuhlherrn und Landrichters eingemischt. Wozu noch

5) kömmt, daß die Grafen von Öttingen, ausser den Privilegien ihres Blutbannes und kaiserlichen Landgerichts, nicht nur von allen und jeden Landgerichten und andern Gerichten, sie heißen und seyen wie und wo sie wollen, sondern sogar von den höchsten Hofgerichten, um so vielmehr also auch von den untergeordneten Westphälischen Stühlen, durch vielfache Begnadigungen eximirt und befreiet, und vor Nie-

mand als dem Kaiser unmittelbar oder vor dessen Hofminister, Rede und Antwort zu geben schuldig waren.

Durch das so eben bemerkte Bündniß von 1461, mögen die westphälischen Gerichte schon einen starken Stoß bekommen haben. Der damals regierende Kaiser Friederich der III. schränkte sie aus eigenem Antriebe immer noch weiter ein. Kaiser Maximilian stellte ein bestimmtes und wohlgeordnetes höchstes Reichs- und Kammergericht auf; und Kaiser Karl der V. publizirte eine ganze neue peinliche Gerichtsordnung, wodurch eine Menge bisheriger Unordnungen abgestellt wurden. Und da auch während dieser Zeit sich die Landeshoheit der Stände gegen die kaiserliche Gerichtsbarkeit, deren Ausfluß die westphälischen Gerichte waren, immer mehr bewährte und befestigte: so ist es durch diese vereinigten Umstände geschehen, daß die westphälischen Gerichte in gänzlichen Verfall kamen, und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von sich selbst aufhörten.

Meistergesang und andere Denkmale vom Hörnen Siegfried.

Von dem seltenen und seltsamen Buche: Johannis Staricii neu vermehrter Helden-Schatz, das ist, Naturkündliches Bedenken über und bey vulkanischer, auch natürlich-magischer Fabrefaction und Zubereitung der Waffen des berühmten Helden Achilles in Griechenland, daraus neben vielen Seculis zu vernehmen, was zu materialischer Ausrüstung eines Kriegs-Helden vornehmlich gehörig. Erstlich in 4 Theile abgetheilt, nunmehro aber nicht allein in solchen vier Theilen verbessert, sondern auch mit dem fünften, sechsten und siebenden Theile worinn viel schöne, zur Gesundheit, Schimpff und Ernst dienende Kunst-Stücke bey dieser sechsten Auflage vermehret, 1734. 8. 1 Alph. 4 Bogen," wie es in der Hamburgischen Staat- und Gelehrten Zeitung, 1734 Nro 30. und in den Niederländischen Nachrichten 1734 Nro 9. S. 74 angezeigt steht, habe ich sagt der gelehrte Büsching eine ältere Ausgabe in sechs Theilen, 600

S. 12. deren Jahr und Ort aber ungewiß sind, da die ersten Blätter fehlen. Die ersten vier Theile sind aber offenbar noch älter, obgleich ich den Verfasser nirgend angeführt finde, und das Ganze hat das Ansehen eines Volksbuches, auch durch die vielen Fortsetzungen und Auflagen: so daß jene gelehrten Blätter auch groß Aergerniß daran nehmen. Hier kömmt nun im ersten Theile, S. 79 — 81 folgende Stelle vor. Es ist die Rede von der magischen Anfertigung unwiderstehlicher und undurchdringlicher Trutz- und Schutz-Waffen, besonders aus dem Electrum des Paracelsus. Marcu Claudius Paradinus *) meldet in Heroicis, von dem D. Thoma de Aqvino, daß derselbe habe ein Messer gehabt, mit dem er einen Eysen gestellten (gestählten?) Amboss in der Mitte habe von einander schneiden können.

Deßgleichen seynd auch gewesen die Schwerdter des Hörnin Seyfriedes, dessen Geschicht zu Worms auch am Rathhaus von Alters hero künstlich abgemahlet, zum Zeugniß Historischer Wahrheit noch heutiges Tages zu sehen seyn werden. So wird auch der Rosen-Garten daselbst, in welchem bey seiner Zeit viel Helden erschlagen worden, und er selbsten ums Leben kommen, ausserhalb der Stadt daselbsten, noch heutigen Tages gezeiget.

*) Lebte um 1560, und schrieb Emblemes heroiques.

Ein Brustharnisch, der nicht durchgehauen oder durchstochen mag werden, wird von Horn und Filz gemachet, soll des Hörnin Seyfrieden Kunst gewesen seyn.

Die Stadt Worms aber, soll ihren Namen von Würmern haben, nemlich von den vielen bösen Würmern, so allda gewohnet, und bekommen werden. Deren dann der Hörnin Seyfried viel verbrand, und erschlagen, mit welcher Safft er sich geschmieret, und also Hörnin worden.

Wenn auch jemand in der Singschulen der Meistergesänge öffentlich daselbsten die Gesicht *) vom Hörnin Seyfriede auß dem Kopff also aufsteigen kann, daß von den darzu bestellten Merckern oder Zubicirern, wie man sie zu nennen pflegt, kein Verßlein ausgelöscht oder notiret wird, sondern selbige gantz außinget, so wird ihm ein gewiß ein Stück Geld, zu schuldiger Verehrung, vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach gereichet. Ist derowegen nicht alles Fabelwerk und eytel, was dießfalls etliche blinde Tiltappen die nichts vor klug halten, als was sie selbsten verstehen, ja die nicht vermeynet hätten, wie jener sagte **) daß die Welt so weit wäre, vor dieser

*) Lies Geschicht oder Gedicht.

**) Auch Schelmufsky sagte, als er vors Thor hinaus kam: Sapperment, wie kam mir alles so weitläufig in der Welt vor!"

und andern dergleichen Geschichten blateriren und narriren, zuvoraus was von des Seyfrieden Schwerdern Meynung, Roland, Durant in Historien gefunden wird.

Diese Stelle enthält vielfach Merkwürdiges. Zuvörderst scheint durch das Messer des Thomas von Aquin angedeutet, daß Siegfried mit seinem Schwerte auch den Amboß durchhauen habe: dieß erzählt aber nicht die Deutsche, sondern nur die Nordische Sage. Auf ähnliche Weise durchschneidet in der Wilk-Saga, Kap. 23 Wieland mit seinem Schwerte den Schmidt Amilias in Helm und Harnisch. Dabei wird von mehren Schwerdtern Siegfrieds geredet, und sie werden zuletzt genannt „Meynung, Roland, Durant." Das erste ist offenbar der berühmte, von Wieland geschmiedete Mimmung Wittichs und eine Verwechslung mit Siegfrieds Balmungen, welche auch schon in der Dresdner Handschrift des Rosengarten-Liedes (Stanze 403. vgl. die Anmerkung dazu im Heldenbuche) vorkömmt. Den Mißverstand, daß aus Rolands Schwert Durant zwey Schwerter, Roland und Durant gemacht sind, sieht jeder leicht. — Die Ableitung des Namens Worms ist dieselbe, wie bey Quaden von Kindelbach (vgl. Idunna, 1813. Anzeiger Nro 11.), der auch des Gemäldes und andere Denkmale von Siegfrieds Geschichte daselbst, näher gedenkt. — Den Namen Rosengarten führt bekanntlich noch eine lustige Aue bei Worms.

Daß Siegfried darinn umgekommen, erzählen auch die Auszüge bey dem alten Heldenbuche, nicht aber das Rosengarten-Lied im Heldenbuche selber. Es ist wohl nur eine Verwechslung mit Siegfrieds Mord im Odenwalde, wie Quaden und das Lied von Siegfried und die Niebelungen erzählen, von welchen letzten das Rosengarten-Lied überhaupt nur ein späterer Nachklang zu seyn scheint.

Endlich, die neue merkwürdige Nachricht, daß damals noch der Rath zu Worms, aus alter löblicher Gewohnheit, denjenigen, der in der Meistersängerschule dort den Gesang von Seyfried ohne Fehl ausgesungen, eine Verehrung gereicht habe, — diese scheint ein guter Fund für diejenigen, deren Meistergesang und Minne-Lied und Volks-Lied eines und dasselbe ist. Man könnte hienach das Lied vom Hörnin Siegfried, daß ich in meinem Heldenbuche erneuet habe, für einen solchen Meistergesang halten. In der absoluten Identität mag dieß hingehen: aber wo es einmal Meistergesang und Volkslied neben und gegen einander giebt, muß man beide noch unterscheiden. Ursprüngliche Verwandtschaften und Uebergänge giebt es freylich, wie überall, so auch hier. Jenes Lied vom Hörnen Siegfried ist aber offenbar durchaus volksmäßig in Stanze, Weise, Sprache und Darstellung, mehr als die meisten übrigen aus dem großen Sagenkreise, in welchen es rhapsodisch eingreift. Nimmer hätten die Mercker die vielen Freiheiten die-

ſes Liedes in Sprache, Sylbenzahl und Reime durchgehen laſſen, und es hätte immer den Preis erhalten. Uiberhaupt lagen den Meiſterſängern, als ſolchen, dergleichen weltliche Gegenſtände fernab, obwohl manche ſie auch wohl daneben bearbeiten, wie Hanns Sachs. Wenn ſie aber auch hie und da ſolchen Stoff mit aufnahmen, wie ſolches zu Worms durch örtlichen Anlaß mit dem Hörnen Siegfried geſchah, ſo ſchlugen ſie ihn auch über ihren gewöhnlichen Leiſten. Ein rechtes Beyſpiel hievon iſt der Meiſtergeſang über Heinrich den Löwen im langen Ton Heinrich Müglings (abgedr. ſammt der Singweiſe, in Iduna, 1813. Nro 13), der in einem wirklichen Bar (Meiſtergeſang) von drey künſtlichen zwanzigreimigen Gefäßen, (Strophen) die reichhaltige alte Sage zuſammenzwängt und zwickt; welche dagegen in den alten Volksliede (erneut in Büſchings Volksſagen, S. 213) in 104 achtreimigen Stanzen des Heldenbuchs eben ſo volksmäßig geſungen wird, wie das Lied vom Hörnen Siegfried. Und gewiß würde ſich bey dem letzten ganz daſſelbe Verhältniß offenbaren, wenn ſich der in Heldenſchatz erwähnte Meiſtergeſang, der wohl mit den Meiſterſängern ſelber aufgehört hat, noch wiederfände, was allerdings zu wünſchen iſt.

Ein ſehr ähnliches Verhältniß zeigen auch in Norden die ſpätern kurzen, künſtlichen und verwikelten Lieder der Sklaven Bragi, Thorſin und Thiodolf

von Sigurd und Jafnir (Siegfrieds Drachenkampf) in Vergleichung mit den ältern, längeren, einfachen und namenlosen Edda-Liedern desselben Inhaltes. Jene noch ungedruckten Sklaven-Lieder, von denen ich durch die Güte des Herrn Professor Müller zu Kopenhagen eine Abschrift erhalten habe, werde ich nächstens bekannt machen.

Geschichte des Schachspiels.

Man hat mehrere Arten dieses Spiels, wovon die vornehmsten folgende sind: 1. das kleine oder alte Schachspiel, welches mit 16 Steinen auf einer länglichen Tafel von 64 Feldern gespielt wird; 2. das neue oder große Schachspiel, welches in dem Dorfe Ströpke das Courierspiel heißt und mit 24 Steinen, worunter 4 Couriers sind, auf einer Tafel von 96 Feldern gespielt wird; das welsche Schachspiel, das seine Gestalt in Italien erhalten hat, und noch bey uns gespielt wird.

Ueber die Erfindung des Schachspiels sind eine Menge Muthmaßungen vorhanden, die wir erst anführen und dann die wahrscheinlichste Meinung vortragen wollen. Jacobson meint, es sey aus dem Damenbretspiel entstanden, und sey nur eine Verfeinerung desselben.

Einige setzen das Alter dieses Spiels in die Zeiten des Trojanischen Kriegs und machen den Palame-

des zum Erfinder deſſelben; auch ſollen Homer, der den Ajax mit dem Proteſilaus in Gegenwart des Ulyſſes Schach ſpielen läßt, ferner Herodot und Euripides in ſeiner Iphigenia deſſelben gedenken. Allein Palamedes erfand wohl vor Troja ein Spiel, damit die Soldaten nicht auf Meuterey denken möchten, aber man hält es mehr für ein Würfelſpiel und nicht für das Schachſpiel.

Die Römer hatten ein Spiel, das wohl mit dem Schachſpiele eine Ähnlichkeit haben konnte, aber doch keinesweges das jetzige Schachſpiel war. Es führte den Nahmen ludus latrunculorum, welches Einige durch Räuberſpiel überſetzt haben, es heißt aber Soldatenſpiel, denn latrunculus kommt her von λατρης, servus, famulus, miles. Zur Zeit des Enninus und Plautus hieß latrocinari ſoviel als militari und latrocinium ſo viel als militia oder milites, Soldaten. Es wurde mit 30 Steinen, welche ſie latronis milites, oder Soldaten nannten, und zwar mit 15 ſchwarzen und eben ſo viel weißen Steinen geſpielt. Wer nun des Andern ſeine Soldaten und ihren Anführer, der rex genannt wurde, gefangen nehmen konnte, der hatte das Spiel gewonnen. Die Figuren dazu waren von Gold, Silber, Criſtall oder Glas, und das Spiel will man für eine Abbildung des Kriegs halten.

Andere behaupten der Philoſoph Serſes, ein Miniſter des babyloniſchen Königs Anmolni, habe das Schachſpiel um das Jahr 3635 n. E. d. W. er-

erfunden, theils um die Prinzen mit etwas Neuem zu beschäftigen, theils um ihn von dem Hange zur Grausamkeit abzuhalten, ihm Furcht einzujagen, und ihn zu belehren, daß Könige ohne den Beystand der Menschen ohnmächtig, nicht sicher auf dem Throne und leicht zu unterdrücken wären, wenn sie nicht von ihren Unterthanen beschützt und bewachet würden.

Philipp Stamma, ein geborner Syrer aus Aleppo der über das Schachspiel schrieb, leitete den Ursprung desselben aus dem glücklichen Arabien her. Einige schreiben die Erfindung desselben den Abubeker Ebn Mohammed Ebn Yacha Ebn Abdollach Ebnol Abbas Ebn Sul Takin Absuli zu.

Johann Fabricius aus Danzig sagt, daß der eigentliche Erfinder des Schachspiels ein persischer Philosoph und Mathematiker, Namens Schatrenscha, gewesen sey. In der Geschichte des Timur-Bek oder Tamerlan heißt es, daß er sich oft mit dem Spiel Schatremscha, welches nachher, nach dem Namen seines Erfinders, Schachspiel genannt wurde, beschäftiget habe.

Danies Barrington leitet dieses Spiel von den Chineſen ab, von welchen es über Tibet, Bengalen und Hindostan nach Persien gekommen seyn soll. Zu Alexanders Zeit kann es noch nicht in Persien bekannt gewesen seyn, sonst wäre es gewiß auch nach Griechenland gekommen.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß das Schachspiel eine Erfindung der Morgenländer und,

aller Wahrscheinlichkeit nach, der Indianer ist. Alsephadi sagt in seiner Auslegung eines berühmten arabischen Gedichts des Tograi: die Indianer rühmten sich dreyer Dinge, eines Fabelbuches, ihrer Rechnungsart und des Schachspiels. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts kam dieses Spiel nach Persien, indem es ein indianischer König dem persischen König Cosroes († 580) mittheilte. Hydius sagt, daß die Verpflanzung des Schachspiels aus Indien nach Persien, in die Zeiten des Nushiravan falle, der mit dem Justinian gleichzeitig lebte, und daß die Erfindung desselben den Indianern gehöre, worin ihm D. Willis beystimmt. Eben dieser Hydius erzählt am angeführten Orte, daß das Schachspiel schon auf den amerikanischen Inseln angetroffen worden wäre, als die Europäer zum ersten Male dahin gekommen wären, woraus er schließt, daß die Bewohner jener Inseln sonst mit den Morgenländern Verkehr gehabt haben müßten. Fast um eben die Zeit, wo das Schachspiel nach Persien kam, wurde es auch unter der Regierung des Kaisers Wu-Ti in Sina bekannt. Die Perser selbst schrieben die Erfindung desselben einem indianischen Brahma, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, Namens Zezeh Eber Daher, zu, den die Araber Sessa oder Siffa Ebn Dahir nennen, welcher den jungen König Behub oder Behram dadurch unterrichten wollte. Weichmann fand zuerst, daß das Wort Schach aus der persischen Sprache herkomme, wo es einen König bedeute, und übersetzte also Schachspiel durch

Königsspiel, welchen Namen das Spiel von seiner Hauptperson, nämlich von dem König erhalten hatte.

Die Perser theilten dieses Spiel den Arabern mit, und durch diese kam es nach Spanien. Einige haben gemeint, daß man dieses Spiel vor den Kreuzzügen nicht in Europa gekannt habe; allein der erste Kreuzzug fällt in's Jahr 1096, und in England kam das Schachspiel schon zur Zeit Wilhelms des Eroberers († 1088) also vor den Kreuzzügen auf. Das ist aber nicht zu läugnen, daß es zur Zeit der Kreuzzüge, besonders im 12ten Jahrhundert, erst durch die Araber in Europa bekannter wurde, und besonders auch nach Italien kam, wo es etwas von seinem Eigenthümlichen verlor, indem die Italiener den General (Ferz) sehr ungeschickt in eine Königin, den Elephanten in einem Thurm oder Castell, zur Sicherheit des Königes, und den Laufer in einen Narren verwandelten, weil damals die Hofnarren immer zunächst um die Könige waren. Die ersten abendländischen Schriftsteller, die des Schachspiels gedenken, sind die Verfasser der teutschen poetischen Ritterromane von der Tafelrunde, zu deren Zeit das Schachspiel an den Höfen der Großen bekannt war. Zwischen Braunschweig und Halberstadt liegt ein Dorf, Stropke oder Ströpke, wo die Bauern von jeher gute Schachspieler waren.

Unter den Griechen ist die berühmte Prinzessin Anna Comnena, die um 1148 schrieb, die Erste, die des Schachspiels unter dem Namen Zatrikion, als ei-

nes Spiels, das von den Persern zu den Griechen kam, Erwähnung thut. Dieses Wort hat Ähnlichkeit mit Schatrenscha.

Im Jahre 1240 wurde auf der Synode zu Worcester das Königs und Königinn Spiel verboten, welches wohl nicht vom Kartenspiel, wie Du Fresne will, sondern um so viel mehr vom Schachspiel zu verstehen ist, da es schon zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers in England bekannt war.

Daß Karl der Große schon Schach gespielt habe, kann nicht erwiesen werden, denn aus den bisher angeführten Zeugnissen erhellet, daß das elfenbeinerne Schachspiel mit arabischen Buchstaben, welche man zu St. Denis aufbewahrt, nicht Karl dem Großen gehört haben kann, und daß der baierische Prinz an Pipins Hofe nicht mit einem Schachbrete sondern mit einem Damenbrete erschlagen wurde.

Man hat es auch nicht daran fehlen lassen, an dem Schachspiele mancherley Veränderungen zu versuchen. Tamerlan hat bald ein rundes, bald ein längliches Schachbret gebraucht, zwölf verschiedene Steine angegeben, und die Fächer bis auf 110 vermehrt.

Der König Ludwig der XIII in Frankreich hatte ein Schachspiel das einem ausgestopften Kissen glich, und wo die Steine mit Nadeln versehen waren, daß man sie auf dem Kissen feststecken und also auch in einen Wagen oder in einer Senfte damit spielen konnte.

Herzog August von Braunschweig, der unter dem

Namen Gustavus Selenes über das Schachspiel schrieb, erfand ein Schachbret, das in die Länge 12, in die Breite aber nur 8 Fächer hatte.

Weichmann schlug Schachbrete vor, wo 4, 6, bis 8 Personen zugleich spielen konnten.

Harsdörfer lehrt, wie die Boden eines Zimmers einem Schachfelde gleich belegt, und darauf mit lebendigen Personen gespielt werden könne, dergleichen Don Juan d' Austria auch wirklich angelegt und sich derselben bedient haben soll.

Euler versuchte schon den Springer, der an einigen Orten auch Reiter oder Rössel heißt, auf dem Schachbrete wieder dahin zu bringen, wo er ausgegangen war; ob er diese Absicht wirklich erreicht hat, weiß man nicht. Indessen hat der Herr Baron von Nimptsch, k. k. Hauptman von Kaiser Infanterie, dieser Sache weiter nachgedacht, und eine durchaus anwendbare Formel gefunden, nach welcher er den Springer alle Felder des Schachbrets nur einmal durchlaufen läßt, und ihn aus einem bestimmten Felde doch zuletzt in ein anderes ebenfalls vorherbestimmtes, doch anders gefärbtes Feld bringt. Bey jeder Reise weiß man voraus, wie man von jedem willkührlichem Felde, bey dem man angefangen hat, an das Feld gelangen wird, bey dem man aufhören soll.

Der Herr Pagenhofmeister Hellwig in Braunschweig hat ein taktisches Spiel erfunden, welches von zwey und mehreren Personen gespielt werden kann und sich auf das Schachspiel gründet.

Die Schottiſchen Elfen.

(Minstrelsy of the scottish Border).

Das Wort Elfe, welches der urſprüngliche Name jener Weſen zu ſeyn ſcheint, die man in der Folge Feen (Fairies) nannte, iſt gothiſchen Urſprungs und bezeichnet wahrſcheinlich einen Geiſt des niedern Ranges. Auf dieſe Art hatten die Sachſen nicht allein ihre Sand, Hügel, und Berge Elfen, ſondern auch Feld, Wald, See und Waſſer Elfen. Allein die erſte Darſtellung der engliſchen Elfen iſt vorzüglich in den Bergelfen oder Duergar der Scandinavier zu ſuchen. In den früheſten der iſländiſchen Sagas, ſo wie in der Edda ſelbſt, finden wir den Glauben der nordiſchen Völker an ein Geſchlecht zwergiſcher Geiſter, welche die felſigen Gebirge bewohnen und ſich einigermaßen der menſchlichen Natur nähern. Ihre Beibilder, unter denen wir die Züge der neuen Feen erkennen, ſind übernatürlicher Weisheit, das Wiſſen zukünftiger Dinge und Geſchicklichkeit in mechaniſchen

Künsten, vorzüglich in Schmiedung von Waffen. Sie werden ferner als launenhaft, rachgierig und leicht zu erzürnen dargestellt. Die Geschichte des Elfenschwerts Tyrfing mag zum gefälligsten Beweis dieses Hanges dienen.

Suarfurlami, ein scandinavischer Fürst, verirrte sich, als er von der Jagd zurückkehrte in den Gebirgen. Bey Sonnenuntergang sah er einen großen Felsen und zwei Zwerge die vor dem Eingang einer Höhle saßen. Der König zog sein Schwert und indem er zwischen sie und ihren Aufenthalt sprang, verhinderte er ihren Rückzug. Als Bedingung ihrer Sicherheit legte er ihnen die Verfertigung eines Schwertes auf, dessen Gehäng und Scheide von klarem Gold, und dessen Klinge so scharf seyn sollte, daß man damit Steine und Eisen wie ein Gewand theilen könne, und welches den, der es schwänge, selbst siegreich in der Schlacht mache. Die Elfen willigten in diese Forderung, und Suarfurlami verfolgte seinen Weg nach Haus. Als er zur bestimmten Zeit zurückkehrte, überreichte ihm der Zwerg das berühmte Schwert Tyrfing. Sie standen jetzt im Eingange der Höhle und sprachen folgende Worte: „Dieß Schwert, o König! wird, so oft man es schwingt, einen Mann tödten; doch es wird drey grausame Thaten vollziehen, und dein Verderben seyn.“ Der König sprang mit dem bezauberten Schwert hinzu, und senkte dessen beide Schneiden in den Felsen, allein die Zwerge entflohn in ihren Aufenthalt. Dieses

Schwert verbreitete Strahlen gleich der Sonne, alle die verblendend, gegen die es geführt ward; es theilte den Stahl wie Wasser, und ward nie aus der Scheide gezogen, ohne einen Mann zu tödten. — Hervarar Saga p. 9. Diesem ähnlich war das bezauberte Schwert Stoffung, welches durch einen Seeräuber aus dem Grabe eines norwegischen Fürsten genommen ward.

Die schottischen Fairies sind als eine kleine Art Wesen, von gemischter, oder vielmehr zweifelhafter Natur, dargestellt, launenhaft in ihren Neigungen, und verderbend in ihrem Zorn. Sie bewohnen das Innere grüner Hügel, besonders derer von einer kegelartigen Gestalt, auf welchen sie bei Mondschein ihre Tänze halten. Die kreisförmigen Spuren die sie auf der Oberfläche zurück lassen, sind zuweilen gelb und verwittert, zuweilen von dunkelgrüner Farbe, und es ist gefährlich, in ihnen zu schlafen, oder nach Sonnenuntergang daselbst getroffen zu werden. Jene großen Rasenstücke, die zuweilen durch die Wirkung des Blitzes, mit besonderer Regelmäßigkeit aus der Erde gerissen werden, schreibt man auch ihrem Einfluß zu. Wenn ein Stück der Herde plötzlich von dem Krampf oder einer ähnlichen Krankheit befallen wird, so heißt es, daß es Elf geschossen sey, und die bewährteste Heilung ist, den leidenden Theil mit einer blauen Mütze zu reiben, wodurch wirklich oft der Blutumlauf wieder hergestellt werden mag. Die dreieckigen Kieselsteine, die man häufig in Schottland

findet, mit denen die alten Bewohner wahrscheinlich ihre Pfeile spitzten, werden für Werkzeuge der Rache dieser Geister gehalten, und Elf-Pfeilspitze genannt. Die rohen erzenen Streit-Aexte der Alten, die gewöhnlich Celts geheißen worden, schreibt man gleichfalls ihrer Arbeit zu.

Gleich den Feld-Elfen der Sachsen ist grün die gewöhnliche Farbe ihrer Kleidung, obwohl sie zuweilen auf dem Moor in Haidebraun, oder in Gewändern mit Steinsaamen gefärbt, bemerkt worden sind. Sie reiten oft in unsichtbaren Reihen, wo ihre Gegenwart durch das grelle Tönen ihrer Zäume entdeckt wird. Bei diesen Gelegenheiten entlehnen sie zuweilen Rosse der Menschen, und wenn diese des Morgens keichend und ermüdet, mit aufgelößtem und verworrenen Schweif und Mähnen gefunden werden, so kann dies eine bequeme Ausflucht für die Reitknechte seyn, so wie der Volks-Glaube, daß die Elfen die feinsten Getränke in den Kellern der Reichen genießen, gelegentlich die Schuld eines ungetreuen Kellners bemänteln mag.

Außer ihren Zügen zu Pferd sind die Fairies, wie es scheint, auch dem Vergnügen der Jagd geneigt. Zuweilen hausen sie in unterirdischen Wohnungen, bei den Häusern der Menschen, oder dem Volksausdruck gemäß, unter der Thürschwelle, wo sie manchmal einen Verkehr anfangen, durch Borgen und Leihen, und andere gute Dienste. In dieser Eigenschaft werden sie die guten Nachbarn genannt.

Die furchtbarste Gewohnheit der Elfen war ihre Entwendung oder Vertauschung der Kinder, und das Stehlen menschlicher Seelen von ihren Körpern. Dieser Glaube herrscht vorzüglich längst der östlichen Küste von Schottland, wo ein Mittel, sichtbar Druidischen Ursprungs zu Abwendung der Gefahr angewendet wird. Im zunehmenden März-Mond werden Eichen oder Epheu-Zweige abgeschnitten, und in Kränze oder Kreise gebunden und bis zum Herbst aufbewahrt. Nach dieser Zeit läßt man schwindsüchtige Kinder, oder Personen von denen man bei einer verzehrenden Krankheit glaubte, daß die Fairies ihre Seele stahlen, und an ihre Stelle die Seele eines Elfen thaten, dreimal durch diese Kränze gehn. In andern Fällen war die Kur gewaltsamer, und wenigstens so gefährlich als die Krankheit selbst. Lange schrieb man den Geistern in der Zeit zwischen der Geburt und Taufe viel Macht über dasselbe zu, und hielt daher in diesem Zeitraume die Kinder vorzüglich der Gefahr ausgesetzt, von den Fairies genommen zu werden, und die Mütter fürchteten vor allen deren Vertauschung mit einem Wechselbalg. Mannichfache gewaltige Zaubersprüche finden sich in Schottland zur Wiedererlangung eines gestohlenen Kindes. Aber die Macht des Fairies beschränkt sich nicht allein auf ungetaufte Kinder, man glaubte auch oft erwachsene Personen unter denselben, besonders solche, die in einer unglücklichen Stunde von ihren Eltern oder Herren zum Teufel gewünscht worden, die sich nach Son-

nenuntergang bei oder auf einem den Elfen gehörigen Felsen oder Hügel finden ließen, oder sich unvorsichtig zu ihren Spielen gesellten. Nach der Gewöhnlichen Meinung konnten die in ihre Gewalt Gerathenen nur nach sieben Jahren zu den Menschen zurückkehren, und nach Verlauf von noch sieben Jahren verschwinden sie von neuem, und werden nachher selten wieder unter den Sterblichen erblickt.

Der Braunie ward einer von den launigen schadenfrohen Elfen sehr verschiedenes Wesen. Er war langhaarig, und wild vom Ansehen. Während des Tags lauerte er an entlegenen Orten alter Gebäude, wo er gern hauste; und des Nachts war er eifrig bemüht, irgend ein Geschäft zu verrichten, das er der Familie, deren Dienst er sich geweiht hatte, annehmbar glaubte. Von Olaus Magnus erfahren wir, daß einigermaßen dem Braunie ähnliche Geister die schwedischen Bergwerke bewohnen.

Ein Wesen gänzlich von den bis jetzt genannten verschieden, ist der Bogle, oder Goblin; ein launenhafter Geist, dessen Vergnügen mehr darin besteht, die Menschen zu verwirren und zu erschrecken, als ihnen zu dienen oder ernstlich zu schaden. Dieß ist der Exprit Follet der Franzosen; und Puck, oder Robin Gutcamerad, obgleich von Shakespear unter Oberons Elfenheer gesetzt, kann füglicher zu dieser Abtheilung Gespenster gerechnet werden. Schaalrock, ein Geist, der im Wasser wohnt, und seinen Nahmen mehreren Felsen und Steinen an der schottischen

Gränze hat, gehört gleichfalls zum Geschlechte der Bogles. Wenn er sich zeigt, scheint er mit Wasser-Erzeugnissen bedeckt zu seyn, besonders mit Schaalen, deren Getöse seine Annäherung verkündet. Von diesem Umstand erhielt er seinen Namen. Er beschließt gewöhnlich seine verderblichen Possen mit einem rauhen Gelächter.

Schaalrock darf nicht mit Klepy verwechselt werden, welches auch ein Wasser-Geist, aber von weit mächtiger und boshafter Natur ist.

Von allen diesen Geister-Arten kann im allgemeinen bemerkt werden, daß ihre Anhänglichkeit für örtlich, nicht für persönlich gehalten ward. Sie haußten in Felsen, Strömen, verheerten Schlössern, ohne Rücksicht auf die Personen oder Familien zu nehmen, denen diese gehörten. Daher weichen sie sehr von jener Gattung Geister ab, denen in den Hochländern die Beschützung oder Ober-Aufsicht eines besonderen Clans oder einer vornehmen Familie zugeschrieben ward, und die vielleicht noch mehr als der Braunie den Halbgöttern der Alten gleichen. — So erfahren wir aus einer schriftlichen Aufschrift von Monay, daß die Familie Gurlinbeg von einem Geist besucht wird, Namens Garlin Bodachar; die des Baronet von Kincharbin, von Lanchdearg, oder Rothhand, einem Gespenst, dessen eine Hand so roth wie Blut ist; die Familie Tullochgorn von May Monlach, einer weiblichen Gestalt, deren Arm und Hand

der linken Seite mit Haaren bedeckt waren, und die auch anderswo als eine gewöhnliche Begleiterin des Clans Grant erwähnt wird. Diese Meinungen waren dem Volksglauben so eingeprägt, daß die geistlichen Versammlungen und Aeltesten gewohntermaßen Wissenschaft davon nahmen.

Scotts meisterhaft gezeichneter Springcobold gehört auch hierher.

Wie der Obelisk vor der Peterskirche zu Rom dahin kam.

Von allen Obelisken des alten Roms war nur einer stehen geblieben. Er ragte da, wo vordem der Circus des Nero gelegen hat, neben der Sacristey der Peterskirche hoch in die Luft. Mehrere Päpste hatten den Gedanken gehabt, diese schöne Spitzsäule von rothem Thebanischen Marmor, zur Zierde des Petersplatzes, auf die Mitte desselben vor den Eingang der Kirche zu versetzen; aber die Schwierigkeit der Ausführung hatte sie immer abgeschreckt. Der 113 Palmen hohe Obelisk, der unten 12, oben 8 Palmen Breite hat, wiegt beinahe eine Million Pfunde. Wie die Aegypter und Römer solche Lasten bewegt hatten, war unbekannt; im Mittelalter hatte man nichts Aehnliches versucht; es kam also auf eine ganz neue Erfindung an. Indessen hielt Sixtus der fünfte, der jenen Gedanken wieder auffaßte, nach seiner gewohnten Kühnheit, die Schwierigkeit auch dieser Unternehmung nicht für unüberwindlich. Er setzte daher

im Jahre 1585 ein Kongregation nieder, der die Gelehrten und Künstler, welche sich dieses Wagestück auszuführen getrauten, ihre Plane zur Prüfung vorlegen sollten.

Als dieß bekannt wurde, strömten aus allen Gegenden Mathematiker, Ingenieurs und Baumeister herbey, die der Kongregation ihre Vorschläge in Modellen, Zeichnungen und schriftlichen Aufsätzen darlegten, oder auch nur mündlich beschrieben. Ob deren wirklich fünfhundert erschienen sind, könnte man, wenn es nicht Fontana selbst erzählte, bezweifeln, wiewohl man sich denken kann, daß unter dieser Schaar auch Mancher, der keinen Beruf dazu hatte, aufgetreten seyn mag. Gewiß ist, daß ihre Vorschläge sehr verschieden und zum Theil gar seltsam waren. Die Meisten wollten den Obelisken, ohne ihn niederzulegen, stehend fortschaffen, in einem beweglichen eisernen Gerüste, vermittelst großer Hebel. Manche wollten ihn durch Schrauben bewegen; Einer wollte ihn sogar an einen großen Wagebalken hängen. Der Baumeister Ammanati von Florenz, den der Großherzog ausdrücklich dieser Angelegenheit wegen dem Papste sandte, kam ohne Modell und Zeichnung an, und bat sich ein Jahr Bedenkzeit aus, um über die Sache nachzusinnen. Diesen schickte Sixtus mit derbem Spotte wieder fort. Besser vorbereitet erschien vor der Kongregation der römische Architekt, Dominikus Fontana. Er zeigte ihr ein hölzernes Modell vor, in dem sich ein bleierner Obelisk vermittelst der ange-

brachten Haspel und Kloben mit Leichtigkeit auf- und niederbewegte; er gab über diese Maschinen und ihre Vorrichtung die nöthige Erläuterung, und machte noch überdieß, um jeden Zweifel zu heben, mit der Aufrichtung der Stücke eines kleinen zerbrochenen Obelisken, der bei'm Mausoleum des Augustus am Boden lag, einen Versuch, der vollkommen gelang. Dennoch wurde noch viel hin- und hergestritten, bis man endlich der Erfindung des Fontana vor den übrigen den Vorzug gab. Nur wollte ihm, da sein Name damals noch wenig bekannt war, die Kongregation die Ausführung seines Plans nicht anvertrauen, sondern übertrug sie einem Paar berühmterer Baumeister, die auch sofort, gleichsam um Besitz zu nehmen, auf der Stelle, wo der Obelisk hinkommen sollte, einen großen Pfahl einschlagen ließen.

Indessen fand Fontana, den diese Zurücksetzung mit Recht schmerzte, Gelegenheit, dem Papste, bei dem er Zutritt hatte, vorzustellen, daß seine Idee doch wohl Niemand besser, als der Erfinder selbst ausführen könnte. Sixtus wurde überzeugt und übertrug ihm die ganze Unternehmung. Schleunig traf nun Fontana alle Anstalten zur Ausführung derselben. Er ließ zum Fußgestelle der Spitzsäule den Grund legen, der, weil der feuchte Boden nicht ganz sicher zu seyn schien, auf eingerammte Pfähle gesetzt wurde. Zugleich ließ er viele, überaus starke Seile verfertigen, desgleichen eine Menge dicker Stricke, sehr starke eiserne Stangen, um den Obelisken damit zu hele-

gen, und große Haufen von eisernen Kloben, Bolzen, Reifen, Beschlägen und Werkzeugen jeder Art. Alle Schmieden in Rom, Subiaco und Ronciglione kamen in Bewegung. Indessen langten auch aus den Wäldern von Nettuno große Balken an, von solcher Länge und Schwere, daß jeder von sieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina aber kamen dicke, aus Ulmen geschnittene Bohlen und von San Severa Wellbäume von Steinichen für die Haspeln und große Hebebäume von Ulmen; Alles Materialien von auserlesener Güte und der zuverlässigsten Festigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderst von seinem Fußgestelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüste verfertigen, verschaffte sich durch Niederreißung etlicher Häuser auf der einen Seite des engen Platzes mehr Raum und durchbrach die Mauern der naheliegenden Sakristey, um auch auf der anderen Seite des Obelisken Platz für einige Haspel zu gewinnen. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgestell herum, damit die ungeheure Last das weiche Erdreich nicht niederdrückte, mit einer doppelten Unterlage von künstlich in einander verschränkten Balken und errichtete auf dieser die acht Säulen jenes Gerüstes, zwischen denen sich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und nieder bewegen sollte. Jede derselben war aus einigen starken Balken zusammengesetzt, hatte 18 Palmen im Umfange und war 123 Palmen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieser Länge aufzutreiben, so hatte

man mehrere über einander gesetzt, die kunstreich zusammengefügt und von eisernen Reifen umgeben waren. Ueberdem wurden diese Säulen von 8 langen Streben gestützt und durch eine Menge Querbälken, an welche sie durch eiserne Bolzen befestigt waren, mit einander verbunden und unbeweglich gemacht. Der Obelisk selbst wurde, damit er nicht beschädigt würde, zuerst in doppelte Matten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Auf diesen wurden starke eiserne Stangen und Bänder befestigt, die in einander eingreifend, gleichsam ein eisernes Netz bildeten, welches das Gehäuse des Obelisken auf allen vier Seiten umgab und an welches die Kloben, die ihn erheben sollten, angehängt wurden. Mit dieser Umkleidung wog der Obelisk 1,043,000 Pfund. Den größten Theil dieser ungeheuern Last sollten 40 von Pferden und Menschen getriebene Haspel in die Höhe heben; das Übrige sollte durch fünf, 70 Palmen lange, Hebebäume bewegt werden.

Man kann sich vorstellen, wie sehr diese große Zurüstung, da man niemals etwas Aehnliches gesehen hatte, die Neugier spannte; nicht nur aus Rom, sondern aus allen, selbst den entferntesten Gegenden Italiens strömten Menschen herbei, um zu sehen, was man mit diesem Walde von Balken und mit diesem Gewirr von Seilen, Haspeln, Kloben und Hebebäumen ausrichten würde. Sixtus machte daher, um jeder Unordnung bei diesem Zudrängen der Neugierigen vorzubeugen, eine Anordnung in seiner gewöhn-

lichen ſtrengen Manier; er ſetzte nichts Geringeres als Lebensſtrafe darauf, wenn es Jemand wagen würde, an den Tagen, wo jene Maſchinen gebraucht werden ſollten, in den, den Arbeitern angewieſenen Bezirk einzudringen; Niemand ſollte bei ſchwerer Strafe ſich unterſtehen zu ſprechen, oder das kleinſte Geräuſch zu machen, nicht einmal laut ſich zu räuſpern. Auch war wirklich an dem Tage, wo die Maſchinen das erſte Mal arbeiten ſollten, (den 30ſten April 1586) der Häſcher-Hauptmann mit ſeinen Sbirren der erſte, der in jene Schranken eintrat, und es war nicht bloß eine Formalität, daß der Scharfrichter, der ſie begleitete, dort einen Galgen aufpflanzte. Fontana war indeſſen hingegangen, den Papſt um ſeinen Segen zu bitten; er erhielt ihn, doch ſagte ihm dabei Sixtus, wiewohl er ihm ſehr gewogen war, er ſollte wohl überlegen, was er unternähme, denn es würde ihm, wenn's fehl ſchlüge, den Kopf koſten. Doch ſoll der Papſt ſelbſt aus Mitleiden gegen ſeinen Günſtling heimlich befohlen haben, an mehreren Thoren der Stadt Pferde in Bereitſchaft zu halten, damit ſich Fontana, wenn etwa ein unglücklicher Zufall einträte, vor ſeinem Zorne retten könnte. Bei der erſten Morgendämmerung wurden nun zwei Meſſen geleſen; alle Arbeiter kommunicirten, empfingen den päpſtlichen Segen und zogen, ehe noch die Sonne aufging, in den umzäunten Bezirk hinein. Rund umher aber verſammelte ſich eine zahlloſe Menge von Zuſchauern; alle Straſſen waren angefüllt, alle Dächer bedeckt;

der ganze römische Adel und alle Kardinäle und Prälaten befanden sich an den Barrieren zwischen den Schweizer- und anderen päpstlichen Garden. Jeder war in der gespanntesten Erwartung; aber Niemand wagte es, im Angesichte jenes unbarmherzigen Galgens auch nur laut zu athmen.

Fontana hatte verordnet, wenn die Trompete ein Zeichen gäbe, so sollte Jeder seine Arbeit beginnen; ließ sich die Glocke auf dem Gipfel des Gerüstes hören, so sollte Jeder sogleich nachlassen. Diesem Befehle zu gehorchen, standen 900 Arbeiter und 75 Pferde bereit. Jetzt ertönte die Trompete, und in einem Augenblicke kam Alles, Menschen und Pferde, Haspel und Kloben und Hebel in Bewegung. Die Erde erzitterte, das Gerüst erkrachte, alle Balken bogen sich unter der ungeheuern Last und der Obelisk, der bisher schief gestanden und sich gegen die Peterskirche hingeneigt hatte, richtete sich schnurgerade in die Höhe. Da dieß erreicht war, gab die Glocke das Zeichen einzuhalten. Aber bald tönte die Trompete wieder und alle Maschinen arbeiteten von neuem. Zwölfmal zogen sie an und jedesmal hob sich der Obelisk höher und wurde durch Keile und Unterlagen von Holz und Eisen gehindert, wieder niederzusinken. Endlich stand er hoch genug, daß man ihm die Schleife, auf der er weiter fortgeschafft werden sollte, unterschieben konnte. Nun löste die Engelsburg zum Zeichen, daß Alles glücklich gelungen sey, ihre Kanonen und die ganze Menschenmenge, die so lange mäus-

chenstill gewesen war, machte sich Luft durch ein jubelndes Freudengeschrei.

An den folgenden Tagen traf man Anstalten, um den Obelisken auf jene Schleife niederzulegen; ein viel schwierigeres Unternehmen, das manche neue Vorsichtsmaaßregel erforderte. Aber es gelang am 7ten Mai, da die ganze Zurüstung fertig war, eben so glücklich als jener erste Versuch. Die ungeheure Spitzsäule neigte, sobald die Maschinen anzogen, ihr Haupt und sank dann allmählich zur Erde. Mehrere Male mußte man anhalten; dann kamen den Seilen, damit sie die ungeheure Last nicht schwebend halten müßten, großen Stützen von Balken mit eisernen Köpfen zu Hülfe. Endlich erreichte der Obelisk wohlbehalten den Boden und lagerte sich auf seine Schleife. Nun nahm man ihm seine ganze Umkleidung ab, um ihn leichter zu machen und bequemer fortschieben zu können. Aber der 115 Cannen entfernte Platz, wo er anlangen sollte, war niedriger, als die Stelle, wo er sich jetzt befand. Man mußte also, um demselben eine gute, immer in gleicher Höhe fortlaufende, Bahn zu bereiten, erst einen Damm bauen, der mit starken Balken belegt ward und auf beiden Seiten von vielen Streben und Stützen festgehalten wurde. Als dieser vollendet war, ging alles vortrefflich und es waren nur 4 Haspel nöthig, um jene auf Walzen ruhende Schleife mit ihrer schweren Last bewundernswürdig schnell bis an das Ende des Dammes zu schaffen. Hier blieb jedoch der Obelisk

einige Monate ruhig liegen, weil der Papst die Errichtung desselben bis zum nächsten Herbste verschob, damit die Sonnenhitze den Arbeitern sowohl, als den Zuschauern nicht zu beschwerlich fiel.

Indessen war Fontana in diesem Zwischenraume nicht müßig. Er ließ das alte Fußgestell des Obelisken ausgraben und an der Stelle, die ihm nun bestimmt war, wieder aufrichten. Rund umher wurde ein, mit dem Damme zusammenhängender Berg von Erde, die eine Einfassung von starken Balken zusammenhielt, aufgeschüttet. Auf diesem Grunde wurde jenes große Gerüst, das man auseinander genommen hatte, wieder aufgebaut. Auch bekam der Obelisk nun wieder seine vorige Umkleidung und wurde mit den Kloben und Haspeln in Verbindung gesetzt, welche dießmal 140 Pferde und 800 Menschen bewegen sollten. Als endlich am 7ten September Alles in Bereitschaft war, versammelte sich wiederum halb Rom an den Schranken in der gespanntesten Erwartung; denn Jedermann glaubte, es sey noch viel schwerer, den Obelisken in die Höhe zu bringen, als ihn niederzulegen. Indessen ging Alles trefflich von Statten. Einundfünfzig Mal zogen die Maschinen an und jedesmal erhob sich der Obelisk etwas höher. Endlich, als eben die Sonne unterging, bei'm zweiundfunfzigsten Zuge stand er senkrecht über seinem Fußgestell. Da erhob sich denn ein allgemeiner Jubel, sobald die Kanonen der Engelsburg das Zeichen gaben, daß Alles geglückt sey; die Arbeiter trunken vor Freude, nah-

men Fontana auf die Schultern und trugen ihn unter Jauchzen und Trompeten- und Paukenschall nach Hause, im Gewühl der zudrängenden Menge, die nicht aufhörte, ihm Beifall zu klatschen und Lebehoch zu rufen. Auch der Papst bezeigte sich hoch erfreut, als er diesen Jubel vernahm, und es mag ihm nicht wenig geschmeichelt haben, daß ein Gesandter des Königs von Frankerich, dem er absichtlich gerade an diesem Tage die erste Audienz gab, Zeuge von dem Gelingen einer so großen und kühnen Unternehmung war. Denn auch den Ruhm, der Verschönerer von Rom zu seyn, und dieser alten Hauptstadt der Welt ihren vormaligen Glanz wiederzugeben, suchte Sixtus mit leidenschaftlichem Eifer.

Fontana hatte nun zur gänzlichen Vollendung seines Werks nur noch einige Schwierigkeiten zu überwinden. Der Obelisk stand zwar über seinem Fußgestell, hatte aber die Schleife noch unter sich, auf der er war herbei gerollt worden. Doch auch diese schaffte der geschickteste Architekt mit seinem gewohnten Glücke bei Seite. Die Maschinen wurden an einem der folgenden Tage nach einmal in Bewegung gesetzt, um den Obelisken ein wenig zu erheben. Nun wurden die Balken der Schleife hinweggezogen und die ungeheure Last ruhte auf etlichen untergeschobenen Keilen. Da mag denn doch den Arbeitern das Herz ein wenig geklopft haben, als sie hinunterkriechen und auf der obersten Platte des Fußgestells die Unterlagen von Bronze, auf denen der Obelisk ruhen sollte, be-

festigen und ihre Zapfen mit Blei eingießen mußten. Indessen ging Alles glücklich ab, und ließ sich der von den Seilen der Maschinen gehaltene Obelisk, indem man immer einen Keil nach dem anderen herausschlug, majestätisch langsam auf sein Fußgestell nieder. Nur einmal brauchte man noch die Hülfe der Maschinen, als man am folgenden Tage beschäftigt war, dem Obelisken eine völlig wagerechte Stellung zu geben. Dann aber wurde ihm auch sogleich seine Umkleidung abgenommen, das Gerüst abgebrochen und alle aufgeschüttete Erde hinweggeräumt, so daß endlich die schöne Spitzsäule auf dem weiten Platze ganz frei da stand. Auch wurde nun dieses Heidnische Denkmal bald zu einem Christlichen eingeweiht, indem am 27. September die gesammte Geistlichkeit der Peterskirche in Prozession zu dem Obelisken zog und diesen, nebst dem großen Kreuze, das auf seine Spitze gesetzt wurde, unter vielen Ceremonien feierlich einsegnete.

Sixtus vergaß jetzt aber auch nicht seinen Baumeister und Günstling, nachdem er ihn in solche Angst versetzt hatte, aufs reichlichste zu belohnen. Er ernannte ihn zum Ritter vom goldenen Sporn, er erhob ihn in den Adelstand, er gab ihm zehn Stellen (Cavalierati) im Ritterorden der heil. Jungfrau von Loretto mit einer Pension von 2000 Scudi, die er auf seine Erben übergehen lassen konnte und schenkte ihm außer 5000 Scudi d'oro auch noch alle, bei dieser Arbeit gebrauchten Materialien, aus deren Verkauf 20,000 Scudi gelöst wurden. Eine wahrhaft königs-

liche Belohnung, die dem edelgesinnten Künstler um so angenehmer seyn mußte, da man darüber nicht vergaß, auch für seinen Nachruhm, der ihm mehr als Gold und Ehrenbezeugungen werth war, zu sorgen. Es wurde nämlich nicht nur auf Befehl des Papstes Fontana's Name dem Fußgestelle des Obelisken eingegraben, sondern man prägte auch ihm zu Ehren ein Paar Schaumünzen, die der Nachwelt das Andenken eines Mannes erhalten sollten, der allerdings unsere Bewunderung verdient. Denn nur bei einer sehr glücklichen Vereinigung sinnreichen Erfindungsgeistes mit gründlicher Einsicht und kecken Muthes, mit einer unermüdlichen, Alles, auch das Kleinste beachtenden und leitenden Thätigkeit war es möglich, ein so schwieriges Unternehmen auszuführen; zumal da Fontana keinen Vorgänger hatte, dessen Erfahrungen er so benutzen konnte, wie die seinigen von denen benutzt worden sind, welche späterhin ähnliche Wagestücke versucht haben.

Romantisches Turnier in Burgund, gehalten im fünfzehnten Jahrhundert.

Im Jahre 1468 meldete sich zu dem prächtigen Turnier, welches der Bastard von Burgund der zweiten Gemahlinn Karls des Kühnen Herzogs von Burgund, der Prinzessinn Margaretha von England zu Ehren veranstaltete, ein burgundischer Ritter, Johann de Chassa, und bat in folgendem, an die versammelten Damen gerichteten Schreiben um die Gnade, dem hier angesagten ritterlichen Kämpfen beiwohnen zu dürfen.

„Erlauben Sie, Hochgeborne und großmächtige Fürstinn und Frau, und Sie, meine übrigen gnädigen Prinzessinnen und Damen, daß Ihr Sklave, ein Ritter, geboren im Königreiche Sklavonien, seine Ankunft in dieser edlen Stadt, und zwar in Gesellschaft eines irrenden Fräuleins, Ihnen kund thun darf, deren Begleitung er durch den Befehl seiner schönen Gebieterinn übergeben worden ist. Der edle Ritter wagt es nicht, sich der durchlauchtigen Herzoginn, und der übrigen erlauchten und edlen Gesellschaft darzustellen,

bevor er dieselbe über seine Lage vollkommen unterrichtet hat. Der Ritter, Ihr Sklave, kann mit Wahrheit versichern, daß er sein ganzes Leben durch einer Dame in Sklavonien aus allen Kräften gedient, und daß diese Dame ihn zwar mit Hoffnungen hin gehalten hatte, aber sich nie entschliessen konnte, ihn zu ihrem Diener anzunehmen. Da seine Liebeskrankheit zu sehr zunahm, daß er ihre Qualen nicht länger ertragen konnte, so unterstand er sich, in einem Zustande von verzweifelnder Hoffnung, um Mitleid, Gnade und Linderung seiner Liebespein zu flehen, deren er sich zwar nicht würdig fühlte, welche er aber doch durch seine treue Ergebenheit verdient zu haben glaubte."

„Dieser demüthigen Bitte ungeachtet fuhr die erwähnte Dame in ihrer stolzen Gleichgültigkeit, in ihrem Ungehorsam gegen die Liebe, und in ihrer Vergessenheit der weiblichen Tugend der Barmherzigkeit, immer fort, und raubte ihm alle Hoffnung, dereinst in dieser Welt glücklich zu werden, so sehr, daß er sich voll Wuth und Kummer in eine einsame Wohnung zwischen Felsen, Gebirgen und dicken Waldungen zurück zog, und hier neun Monate lang von nichts als von Reue, Seufzern und Thränen lebte. Wenn dieser Zustand länger gedauert hätte, so würde dieser geängstigte Ritter bald das Ende seines irrdischen Lebens erreicht haben. Nachdem aber die Dame Nachricht von seinem Zustande erhalten hatte, so empfand sie Reue über ihre sündliche Undankbarkeit, schickte das

erwähnte irrende Fräulein, welches ihn führen sollte, und ließ ihm durch diese Dame viele schöne Vorstellungen machen, daß die Seeligkeiten der Liebe durch langes Haaren, durch langwierige Drangsale, und durch unaussprechliches Dulden erkauft werden müßten; daß ihre Freuden um desto köstlicher seyen, um einen je höhern Preis man sie erworben habe, und daß es in der Liebe keine größere Sünde gebe, als die Verzweiflung. Das Fräulein rieth daher dem Ritter ihren Sklaven, daß er die Hoffnung statt der Verzweiflung, und guten Muth, statt Kleinmüthigkeit ergreifen sollte. Auch beredete ihn das irrende Fräulein, zur Zerstreuung seines Kummers eine Reise zu unternehmen, auf welcher die Schöne versprach, ihn ein Jahr lang zu begleiten; theils um ihn in seinen Leiden zu trösten; theils um seiner Dame Nachricht von seinen Abentheuern zu geben. Der Ritter folgte diesem Rathe, ungeachtet er aus Sklavonien ist, und gar keine Bekanntschaften in diesen Gegenden hatte."

„Da aber gedachter Ritter sich erinnerte, daß selbst mehrere Ungläubige namentlich der tapfere Saladin, nach Frankreich gekommen seyen, um Ruhm zu erwerben, und daß sie in diesem edlen Königreiche auf das ehrenvollste aufgenommen worden; besonders da er den Ruhm und die hohen Tugenden des erlauchten Burgundischen Hauses preisen hörte, und vernahm, das Fremde nirgend besser empfangen, und ritterliche Übungen und Thaten nirgend fleißiger geübt würden, als in eben diesem hohen Hause, so be-

gab er ſich in Geſellſchaft des irrenden Fräuleins dahin, und traf, als ſein erſtes glückliches Abentheuer das edle Unternehmen des Ritters vom goldenen Baume, und den Anfang des glänzenden Turniers an. Eben daher bittet er die Durchlauchtigſte Fürſtinn und Frau, Herzoginn von Burgund, und die übrigen Prinzeſſinnen, Damen und Fräulein: ſich bei dem Hochgebornen Herrn und Herzoge von Burgund und Brabant, dahin zu verwenden, daß es ihm erlaubt ſeyn möge, an dieſem berühmten Turniere Theil zu nehmen u. ſ. w.“

Zu eben dieſem Turniere kam ein Zwerg auf einem kleinen weißen Pferde angeritten, in der rechten Hand eine Bittſchrift, und am linken Arm einen Schlüſſel zu dem Thore eines geheimnißvollen Schloſſes, das ſich langſam hinter dem Zwerge her bewegte. Dieſes Schloß beſtand aus vier hohen Thürmen, die an den vier Ecken ſtanden, und durch vier hohe Mauern mit einander verbunden waren. Als der Zwerg und das Schloß, welches einen Grafen von Ronſſy zu Pferde und voller Rüſtung in ſich faßte, vor dem Gerüſte der Damen anlangte, ſo übergab der Zwerg den Damen eine Bittſchrift folgenden Inhaltes: „Durchlauchtigſte, Hochgeborne, und Edelgeborne Prinzeſſinnen, Frauen und Fräulein! der Ritter, welcher ein Gefangener ſeiner Damen iſt, enthiethet denſelben ſeinen ehrerbiethigſten Gruß. Seine Lage iſt kürzlich dieſe: Die Gefahr beſitzt den Schlüßel zu dieſem Gefängniße, und hat ihn in die Hände ihrer Dienerinn, der geringen Hoffnung übergeben. Der

Ritter wird gewiß niemals aus seinem Kerker befreit werden, als durch Ihre Gnade und Barmherzigkeit. Eben daher bittet der gefangene Ritter Sie, durchlauchtige Fürstinnen und edelgeborne Frauen und Fräulein, daß sie geruhen wollen, ihren tugendreichen Frauenrath zu versammeln (denn unter vielen könnte doch wohl Eine seyn, welcher die Gefahr die Befreiung des Ritters nicht abschlagen könnte) in der Absicht: der schwachen Hoffnung, welche ihn führt, zu befehlen, daß sie den Gefangenen aus seinem peinlichen Kerker entlasse, weil er sonst nicht in dem gegenwärtigen Turniere kämpfen, und das Abentheuer des goldenen Baumes nicht vollenden helfen könnte; welches er eben so sehr wünscht, als die Ehre, ein treuer Diener der hochgebornen Fürstinnen, und aller übrigen Edelfrauen und Edeltöchter zu bleiben."

Die Damen erwogen die Bitte des Ritters, und gaben bald darauf Befehl, daß er entkerkert werden sollte. Der Zwerg öffnete die Thüre, und nun sprengte auf ein Mal der Graf von Ronssy auf einem herrlich geschmückten Rosse, und in voller Rüstung aus demselben hervor.

Ein dritter Ritter ließ sich durch eine schöne Jungfrau, welche den Namen der Dame blanche trug, in die Schranken führen. Die Dame blanche war in weißen Atlas gekleidet, saß auf einem weißen Pferde *), und

*) In der damaligen Ritterſprache wurde ein ſolches Roß, auf welchen gewöhnlich Damen ritten, ein Zelter genannt.

übergab den Damen eine gereimte Bittschrift, in welcher sie erklärte, daß der Ritter, welchen sie führe, ihr Diener sey, und daß sie also für ihn um die Gnade bitte: in dem Turniere des Ritters vom goldenen Baume mit kämpfen zu dürfen, um sich dadurch ihrer Liebe würdiger zu machen.

So fing man an, die romantische Ritterwelt (die nur in den Büchern lebte) in die wirkliche herüber zu ziehen; und je abentheuerlicher dergleichen Turniere und öffentliche Waffenkämpfe (besonders in Spanien, Frankreich und Italien), gleichsam so zu reden, ausgerüstet werden konnten, je mehr gefielen dieselben; und es läßt sich gar nicht läugnen, daß ihr Reiz in den Vorstellungen sowohl, als in den Darstellungen selbst liegen mußte. Denn gewiß, noch jetzt gewähren die besseren der alten Ritterbücher immer noch eine ganz behagliche Unterhaltung.

Das Haus des Shakspeare.

Irving's Sketchbook ist der Titel eines in mancherley Hinsichten höchst anziehenden Buches, das in London binnen kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte. Bald soll es auch in einer deutschen Übersetzung erscheinen, von welcher ein ausländisches Blatt bereits ansprechende Proben geliefert hat. Hier sey mitgetheilt, was der Verfasser über das Haus des unsterblichen Shakspeare, seine noch vorhandenen Geräthschaften ꝛc. sagt.,

Ich kam (erzählte er) nach Stratford auf einer poetischen Pilgerschaft. Mein erster Weg ging in das Haus, wo Shakspeare geboren und Tradition gemäß zu seines Vaters Handwerk, als Wollkämmer erzogen war. Es ist ein kleines, schlecht aussehendes Gebäude von Holz und Kalk, ein echter Mistplatz des Genies, das seine Kinder, wie es scheint, gern in Winkeln heget. Die Wände dieser rußigen Gemächer sind mit Nahmen, und Inschriften aus allen Sprachen von Pilgern aller Nationen, Stände, und Lagen, von Fürsten bis zum Bauer, bedeckt, gewähren ei-

nen einfachen, doch auffallenden Beweis der dem großen Dichter der Natur allgemein dargebrachten freyen Huldigung.

Das Haus wird von einer geschwätzigen alten Frau gezeigt, mit einem frostigen rothen Gesicht, das ein kaltes blaues Auge belebt und künstliche Locken flächsenen, unter einer ausnehmend schmutzigen Haube herabfallenden Haares zieren. Sie befließ sich vorzüglich die Reliquen sehen zu lassen, wovon dieser, wie jeder andere berühmte Heiligenschrein, einen Überfluß besitzt. Hier befand sich ein Stück des Gewehrs, mit welchem Shakspeare bey seinem gesetzwidrigen Jagen das Wild erlegte; desgleichen seine Tabaksbüchse, ein Beweis, daß er ein Wetteiferer im Rauchen mit Sir Walter Raleigh war, auch das Schwert, womit er Hamlet spielte, und dieselbe Laterne, mit der Pater Lorenz Romeo und Julie im Grabe entdeckt. Hier sah man auch einen reichlichen Vorrath von Shakspeares Maulbeerbaum.

Allein der Lieblingsgegenstand der Neugierde ist Shakspeares Stuhl. Es steht in der Caminecke eines kleinen düstern Zimmers hinter seines Vaters Laden. Auf diesen Stuhl pflegt sich gewöhnlich Jeder, der das Haus besucht, zu setzen. Ob es in der Hoffnung geschieht, etwas von der Begeisterung des Barden in sich zu ziehen, kann ich nicht sagen! ich erwähnte blos die Thatsache, und meine Wirthinn versicherte mich insgeheim, daß, obwohl er von dichtem Eichenholz gezimmert, der Eifer der Verehrer doch so

heftig sey, daß wenigstens alle drey Jahr ein neuer Sitz nöthig werde. Auch ist es in der Geschichte dieses außerordentlichen Stuhls bemerkungswerth, zuweilen etwas von der fliegenden Natur des fliegenden Stuhls des arabischen Zauberers zu besitzen; denn obgleich vor einigen Jahren an eine nordische Prinzessinn verkauft, hat er doch, seltsam zu erzählen, den Weg zu der alten Caminecke zurückgefunden.

Ich bin bei solchen Gelegenheiten immer leichtgläubig und stets geneigt, mich täuschen zu lassen, wo die Täuschung angenehm ist, und Nichts kostet, daher glaube ich bereitwillig an die Reliquien, Sagen und Localanecdoten von Poltergeistern, und großen Männern und wollte allen Reisenden, die zu ihrer Befriedigung reisen, anrathen, dasselbe zu thun. Was kümmert es uns, ob diese Erzählungen wahr oder falsch sind, so lange wir sie glauben, uns überreden können, und den vollen Reitz der Wirklichkeit genießen?

Es geht nichts über eine entschlossene, gutmüthige Leichtgläubigkeit in diesen Fällen, und bei dieser Gelegenheit ging ich so weit, bereitwillig die Ansprüche meiner Wirthinn, eine Abkömmlinge des Richters zu seyn, zu glauben, als sie mir unglücklicher Weise ein Stück, von ihr selbst verfaßt, in die Hände gab, welches allem Glauben an ihre Blutsverwandtschaft Troz both.

Von Shakspeares Geburtsplaz brachten mich wenige Schritte zu seinem Grabe. Es befindet sich

an der Pfarrkirche, einem großen, ehrwürdigen, durch die Zeit verfallenden, aber reich verzierten Gebäude. Sie steht an den Ufern des Avon auf einem umschlossenen Platz, und durch angränzende Gärten von den Vorstädten der Stadt abgesondert. Die Lage ist ruhig, und einsam, der Strom fließt murmelnd am Fuße des Kirchhofs, und die Ulmen an dessen Ufer tauchen ihre Zweige in die klare Fluth. Eine Lindenallee, deren Gezweige so seltsam verschlungen sind, daß sie im Sommer einen gewölbten Gang von Laubwerk bilden, leitet vom Thor des Kirchhofs zum Eingang der Kirche. Die Gräber sind mit Gras überwachsen; die grauen Grabsteine, wovon einige beynahe in die Erde versanken, sind halb mit Moos bedeckt, welches ebenfalls das ehrwürdige alte Gebäude überzieht. Kleine Vögel haben ihre Nester unter die Gesimse, und in die Spalten der Mauern gebaut, und unterhalten ein immerwährendes Flattern und Zwitschern, während Krähen den hohen grauen Thurm umfliegen, und krächzen.

Der Phönix.

Eine sehr alte Sage hat nicht nur in das luftige Gebiet der Dichtkunst, sondern sogar in die älteren Naturgeschichten einen Vogel von sehr schönen Federn, von wunderbarer Gestalt und sonderbarem Wesen gesetzt, und denselben den Sonnenvogel, oder Phönix genannt. Es gab, der Sage nach, nur einen einzigen Vogel seiner Art, herrlich und prachtvoll gefiedert, ein Wunderthier der gefiederten Welt, herrlich und ehrwürdig, der ein Alter von 500 Jahren erreichte. Merkte er, daß die Zeit seines Scheidens kam, so trug er die wohlriechendsten Kräuter, welche es giebt, zusammen, machte sich daraus sein Sterbebett, flog hoch auf, der Sonne entgegen, entzündete mit dem Winde seiner Flügel ein Feuer und verbrannte sich selbst. Aber aus seiner Asche steigt er wieder auf, wird aus einem Wurm am dritten Tage ein Vogel und fliegt davon, seinem neuen, langen Lebenslaufe entgegen. Andere sagten, er lege seine Brut in's Nest und sterbe darüber. Ein junger

im Neste entstehender Vogel, trage dann seine Wiege, seines Vaters Grab, mit dem Erblichenen, nebst vielem Weihrauch, auf den Altar des Sonnentempels in Ägypten, und mache seine Last zum dort angenehmen Brandopfer.

Nach einem Türkischen Manuscript, aus welchem Ouseley eine Abbildung dieses sich verbrennenden Wundervogels (Kerkes) mittheilt, wird der Phönix 1000 Jahr alt, sucht dann die Nahrung seiner Flamme zusammen, verbrennt sich selbst und steht aus der Asche wieder zu einem neuen 1000 jährigen Leben auf.

Die Araber geben ihm die Größe eines Adlers, einen schweren, harten Kopf, wie ein Pfau, einen harten Schnabel, aufgereckte Federn, am Halse goldam Hinterleibe purpurfarbene, im Schwanze zwischen rothen, wasserfarbene Federn.

Aus einer Abbildung auf dem Mosaischen Pflaster zu Präneste des Phönix, scheint, wie Shaw bemerkt hervorzugehen, daß es ein Paradiesvogel ist, der jenen bedeutenden Namen erhielt. Ein Geschlecht des Palmbaumes (Φοίνιξ) aus dessen Zweigen zu ziehen, und daß, wenn der alte Stamm stirbt, ein anderer von seinen Kindern ihm folgt, kann vielleicht Gelegenheit gegeben haben, von dem Vogel Phönix zu erzählen, was so wunderbar war. Wiewohl der Verfasser des Carminis de Phoenice meint, die Palme (Φοίνιξ) habe ihren Nahmen von dem Vogel Phönix erhalten:

Tum legit aerio sublimen vertice Palmam,
Quae gratum Phoenix exave nomen habet.

Zu Ispahan sprach della Valle einen alten vornehmen Mann, Mir Muhamed genannt, der demselben einen Schnabel zeigte, angeblich von einem Phönix, welchen die Perser Cocnos nennen, aus welchem er Handringe schnitt, den Bogen damit zu spannen, mit denen er den Schach Abbas beschenkte. Der Schnabel war rothgelb, dünn und rund, und eine Spanne lang. Die Perser sprechen auch vom Selbstverbrennen des Phönix, sagen aber, es gebe mehrere Vögel dieses Geschlechtes und ihr Vaterland sey nicht Arabien, sondern Indien.

Der Phönix wurde selbst von den Kirchenvätern als ein Sinnbild der Verewigung nach ersprießlichen Widerwärtigkeiten angenommen, und kam als ein Emblem der Unsterblichkeit auf die Münzen Griechischer Kaiser. Es hatte dieser ewige Vogel, wie Claudian ihn nennet, sich aus der heidnischen in die christliche Religion, ganz symbolisch hinübergeschwungen und sich selbst zum Symbole der Unsterblichkeit gemacht. So kam er auch auf die Münzen. So sieht man ihn auf Münzen K. Konstantin des Gr., des K. Konstans, seiner Kinder, Reichsnachfolger ꝛc., bezeichnend Unsterblichkeit (durch Thaten), oder des Reiches ewige Dauer. Dieses nicht allein; es bezeichnete der Phönix auch Hoffnung schöner Zeiten, die gleichsam aus der Asche der vergangenen, aufsteigen sollten; desgleichen eine frohe

Fortdauer nach dem Tode. Daher die Inſchriften auf dieſen Münzen: Consecratio, oder Aeternitas, auch Aeternitate Aug. und: Felix Temporum Reparatio. Mit dieſen Beiſchriften ſteht der Phönix, umgeben mit einem Nimbus, auf einer Weltkugel, einem Berge, auf einer Sphäre, und auf dem ſelbſt ſich zuſammengetragenen Brandhaufen. Von dieſen kam der Wundervogel, in neueren Zeiten, endlich auf die Münzen mehrerer Europäiſchen Regenten. Die bekannte Schwediſche Königinn Chriſtina ließ auf den Revers einer ihrer Medaillen 1665 einen ſich verbrennenden Phönix prägen, mit dem darüber ſtehenden Worte: *MAKEΛΩΣ*. Die Gelehrten, welche ſie um ſich hatte, durchſuchten alle Gloſſarien und zerbrachen ſich über die Bedeutung des Wortes *Μακελως* vergebens die Köpfe; ſie aber erklärte lachend, es heiße makellos, d. i. untadelhaft; ohne Fehl.

Kaiſer Heliogabal, beliebten Andenkens, verſprach ſeinen, durch allerhand Leckereien von Pfauenzungen, Hahnenkämmen u. ſ. w. verwöhnten Schmaußgeſellen einen Phönix oder in deſſen Ermangelung, (die wohl eintreten mußte), 1000 Pf. Gold.

So ſonderbar aber nun auch Alles iſt, was von dem Wundervogel Phönix erzählt wird, ſo gleicht doch von dem allen nichts dem, was die alten Romanziers von demſelben erzählen. Der Verf. des Romans: L'Histoire du S. Greaal, läßt ihn alſo er-

scheinen: Da kam daher ein gar sonderbar gestalteter Vogel: schwarz wie Pech war sein schlangenartiger Kopf, roth waren seine Augen und Zähne, gleich glühenden Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Brust eines Löwen, die Klauen eines Adlers. Vorn an der Brust befanden sich zwei große Flügel, hart und schneidend, wie scharfgeschliffener Stahl, nach hinten zu, zwei andere, weiß wie Schnee, rauschend im Fliegen, wie Hagel im Gewittersturm. Spitzig war sein Schweif, einem Degen gleich, flammend wie ein Blitzstrahl.

Nicht mehr als ihrer drei dieses Vogelgeschlechts können auf einmahl geboren werden. Das Weibchen legt drei Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinschaft gehabt zu haben. Diese Eier sind aber so außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieselben berühren kann, und sie selbst wird so kalt, daß sie nicht zu berühren ist. Hat sie nun Frost genug geduldet, fliegt sie in's Thal Hebron, wo sie den Stein Pirasiste findet, der von unendlicher Hitze ist. Wer ihn berührt, wird von der Hitze sogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze sey noch nicht groß genug und fliegt mit ihm zum Neste. Aber da hat schon die Hitze ihren Körper durchbrannt, sie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denselben der Stein zu nahe, daher legt sie ihn nur fern; er aber brütet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt, und es bleibt nur einige Asche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entstehen

362072A

zwei männliche Vögel und ein weiblicher, die ſich, ſo lange bis ſie zu Kräften gekommen ſind, von der Aſche der Mutter nähren, dann eſſen ſie nie wieder. Die beiden Männchen ſind ſtolz und jedes will das Weibchen haben und beherrſchen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beide bleiben todt auf dem Kampfplatze und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinſt auf gleiche Weiſe ſich fortzupflanzen und zu zerſtören.

Die Falknerei des Mittelalters.

Eine der gewöhnlichsten Belustigungen vornehmer Herrn und Damen der Vorzeit, war die Falkenjagd. Mit Falken auf der Hand abgebildet, sieht man sie bei feierlichen Aufzügen, auf Münzen, Siegeln und Grabsteinen. Der Falke war gleichsam der Stempel des Adels, und so geehrt, und hoch geschätzt, daß die alten Salischen, Ripuarischen, Allemannischen, Burgundischen, Longobardischen Gesetze diesen geachteten Vogel durch große Strafen, gegen alle Nachstellungen zu sichern suchten. Nach den Burgundischen Gesetzen, welche diesen Raub ganz besonders hoch verpönten, mußte der Falkendieb, der sich nicht mit einer großen Geldstrafe loskaufen konnte, von dem gestohlenen Vogel sich aus seiner Brust 6 Unzen Fleisch aushacken lassen. Da der Falke nun auf diese Art unter die Curiositäten der Vorwelt gehört, so wollen wir hier allerlei Notizen und Anekdoten, die wir von dem Falkenwesen aufgefunden haben, zusammenstellen.

An den Höfen der Fränkischen Könige wurde die Falknerei mit großem Wohlgefallen getrieben, und diese Leidenschaft dauerte in Frankreich bis in die spätesten Zeiten fort. In der Vorzeit war das Vergnügen einer Falkenjagd dem Adel allein vorbehalten, und da man es mit den Damen theilte, konnte es nicht fehlen, daß dasselbe in Ansehen stehen mußte. Es gab hundert Gelegenheiten, dabei galant zu seyn, und das wollte man damals. Seiner Dame durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit für seinen und ihren Vogel zu gefallen, bestrebte sich jeder Cavalier. Es war eine Kunst, zu rechter Zeit den Falken los und steigen zu lassen, ihn nie aus dem Gesichte zu verlieren, durch Zurufen zu ermuntern, die von ihm gefaßte Beute schleunig seinen Klauen zu entwinden, ihn zurück zu locken, die Kappe aufzusetzen, und endlich ihn geschickt auf die Faust seiner Gebieterinn setzen zu können, um seine Geschicklichkeit in dieser sehr alten Kunst zu zeigen.

Ganz ungemein liebte König Johann von Frankreich dieses Vergnügen, und sogar als Gefangener zu Hedfort in England, ließ er, zu seines Sohnes Unterricht eine Abhandlung in Versen, durch seinen Kapellan Gosse de la Bigne, über die Falkenierkunst und Jägerei, schreiben. Beide suchen sich in diesem Gedichte einander den Vorzug streitig zu machen, der König aber, als Richter, ertheilt beiden Partheien gleiches Recht.

König Franz I. von Frankreich, genannt der Vater der Jäger verwendete (obgleich der Jägerei weit mehr ergeben) auf die Falknerei viel Geld. Der Oberfalkenmeister zog die damals ansehnliche jährliche Besoldung von 4000 Livres. Er hatte 15 Edelleute unter sich, deren Jeder 5 bis 600 Livres erhielt, und 50 Falkenmeister, mit 200 Livres Gehalt. Dem Oberfalkenmeister standen bey 300 Beißvögel zu Gebote, er konnte nach Belieben, allenthalben jagen, und zog auch noch eine Abgabe von den Vogelhändlern. Der Falkenierstab folgte dem König allenthalben hin, so wie seine Jägerei.

Die Jäger und Falkenmeister hatten damals einen sonderbaren Gebrauch unter sich. Wenn das heilige Kreuz des Maimonats (welches die Zeit ist, wo die Vögeln sich mauſen) herangekommen war, kamen alle Jäger, grün gekleidet, mit Trompeten und grünen Spißruthen bewaffnet und jagten die Falkenmeister aus dem Hofe: dann ist die Jahreszeit, wo man die Hirsche jagt. Aber wenn das heilige Kreuz des Winters kam, erschien die Falknerei und trieb die Jäger aus, die nun die Hunde in die Ställe einsperren mußten, da die Hirsche jetzt nicht mehr zur Jagd taugen. Auch damals nahmen die Damen noch immer Antheil an diesem Vergnügen, denn so sagt ein alter Schriftsteller jener Zeit: „Wenn man auf das Beißen oder Jagen ausging, bestiegen die Damen schöne Zelter, und trugen sehr niedlich, entweder einen Sperber, ein Habicht, oder Stoßvogel auf ihrer Faust.“

Zu dieser Zeit war in Frankreich die Falknerei im höchsten Schwunge; weit eher aber in Teutschland erreichte dieselbe ihren höchsten Flor, unter Kaiser Friedrich II., der von 1218 bis 1256 regierte. Dieser war ein sehr eifriger und zugleich der gelehrteste Falkenjäger seiner Zeit. Seine Liebe zu dieser Art von Jagd ging so weit, daß er auch mitten im Kriege, im Angesichte der Feinde sich diese Belustigung nicht versagen konnte. — Das Buch, welches derselbe über die Falkenjagd geschrieben und sein Sohn, König Manfred, mit seinen Beobachtungen vermehrt hat, wird noch immer von Jägern, und Liebhabern der Naturgeschichte, in dieser Art, als vorzüglich geschätzt.

Die abgerichteten Falken wurden, wie gesagt, schon in den ältern Zeiten, ganz vorzüglich geschätzt. Deshalb machte auch der aus England nach Teutschland als Apostel gekommen Heil. Bonifacius dem Angelsächsischen Könige Ethelbald ein Geschenk mit zwei solchen Falken. — Um ein gleiches Geschenk ersuchte ihn auch ein anderer Angelsächsischer König Ethelwin, wie um eine gar große Gabe.

Die Könige hatten Falkenmeister, Oberfalkenmeister, und diese Falconarii, Accipitriarii, waren unter den Karolingern ansehnliche Stellen, die zu den Hofministerialien gerechnet wurden, gute Einkünfte und viele Gerechtsamen hatten.

Die teutschen Kaiser und andere Fürsten übergaben die Obliegenheit ihre Falken und Jagdhunde zu ernähren, gewöhnlich den Klöstern, wo dieselben recht gut gefüttert wurden.

Kaiser Heinrich IV. war ein so außerordentlicher Liebhaber der Falkenjagd, daß er die Falken (gleich seinem Vorfahren Heinrich III.) mit in sein Reichssiegel aufnahm. Damit geziert, sind von ihm auch Münzen vorhanden.

Kaiser Friedrich I. verstand selbst die Kunst die Falken abzurichten, Kaiser Heinrich VI. liebte die Falkenjagd ungemein, und Friedrich II. kennen wir schon als kunstgerechten Liebhaber dieser Belustigung. Er ließ seine Falken aus Afrika kommen, und erfand eine neue Art von Hauben (Capellae) für dieselben. Die gemeinere Gattung derselben, kannte man schon im zwölften Jahrhundert, und die Araber sollen dieselbe zuerst gebraucht haben.

Noch bis jetzt haben die Morgenländer und ihre Fürsten eine ganz besondere Vorliebe zur Falkenjagd und Reiherbeitze. Besonders aber verstehen die Perser sich sehr aufs Abrichten der Beitzvögel, und bei ihnen ist diese Jagdart von den ältesten Zeiten her bis jetzt, noch in Ansehen und Gebrauch geblieben, da sie überhaupt mit ihren Vergnügungen so wenig, wie mit ihren Moden wechseln.

Kaiser Maximilian I. war ein leidenschaftlicher Liebhaber von dergleichen Unterhaltungen, und liebte vorzüglich die Reiherbeitze gar sehr. Er ließ seine

Falken aus der Tartarei kommen, „aus der Haidenschaft aus Reysen, aus Preussen und von Rhodys, und von viel andern weiten Enden des Ertreichs, daß er gern paisset, dadurch Im von Kunigen vil Valken verert vnd geschankhet waren. Er hat auch bey Im an seinem Hof fünfzehn Valkenmaister vnd algejen mer dann sechszig Valkner Knecht gehabt, die nichts anders thaten, dann daß Sy die Valken zu beraiten, zu Valknerey, vnd wo er durch ain Land zoch, so paisset er unterwegs alwege, vnd fürwar gar oft den maisten Theil bis in die Nacht. Vnd er war in der Valknerey gar künstlich vnd hatte sonderliche Lieb vnd Lust dazu."

Es gab Reichsstädte, die dem Kaiser jährlich Falken liefern mußten. Kaiser Karl V. gab den vertriebenen Rhodiser Rittern die Insel Maltha, wofür, zur Anerkennung der Lehen, die Ritter ihm jährlich einen weißen Falken senden mußten. So wurden mehrere Lehen gegen Darbringung von Falken ertheilt, auch finden sich mehrere Beispiele von einem sogenannten Habichtslehen, in der Vorzeit.

Den Geistlichen war auf mehreren Kirchenversammlungen verboten worden, der Falkenjagd obzuliegen, aber mehrere Barone in Frankreich hatten ehemals das Recht, ihre Falken, während des Gottesdienstes, auf den Altar setzen zu können.

Als ein wichtiges, und angenommenes Lösegeld, schickte der Herzog von Burgund dem Sultan Ba-

jazeth zwölf weiße Falken, wodurch des Grafen von Navarra Freiheit erhandelt wurde.

In Westphalen stifteten im Jahre 1380 mehrere Edelleute einen Bund, den sie die Falkengesellschaft, und sich selbst, die Falkner nannten. Sie erwarben sich aber nicht viel Lob; so wie dergleichen Gesellschaften der Vorzeit überhaupt wohl gefürchtet, aber nicht geliebt wurden.

Es konnte nicht fehlen, ein so geliebter und geschätzter Vogel, den Fürsten und Gesetze schützten und ehrten, mußte auch endlich dadurch geehrt werden, daß er, „als ein Gefährte des Adlers," sogar einem Ritterorden seinen Namen gab. Diesen stiftete, unter der Benennung der weiße Falkenorden, oder Orden der Wachsamkeit, im J. 1732 Herzog Ernst August zu S. Weimar, gab demselben Statuten, und ein schönes Ordenskreuz mit dem Motto: Vigilantia adscendimus; dessen Abbildung in den unten angeführten Werken *) zu sehen ist.

Unter den Falken selbst achtet man die weißen aus Island und Norwegen, als die schönsten

*) Haagen Diss. de Saxo — Vinariensi Vigilantiae Ordine. Jen. 1734. Vergl. Fortgesetzte Neue Genealog. Histor. Nachrichten. 6 B. S. 281. 8. B. S. 776. 10. B. S. 760. Neuerlich davon: The Order of the Falcon, or of Vigilance of Saxe Weimar; with his Statutes. Hanson History of the Orders. T. II. p. 182.

Fortdauer nach dem Tode. Daher die Inschriften auf diesen Münzen: Consecratio, oder Aeternitas, auch Aeternitate Aug. und: Felix Temporum Reparatio. Mit diesen Beischriften steht der Phönix, umgeben mit einem Nimbus, auf einer Weltkugel, einem Berge, auf einer Sphäre, und auf dem selbst sich zusammengetragenen Brandhaufen. Von diesen kam der Wundervogel, in neueren Zeiten, endlich auf die Münzen mehrerer Europäischen Regenten. Die bekannte Schwedische Königinn Christina ließ auf den Revers einer ihrer Medaillen 1665 einen sich verbrennenden Phönix prägen, mit dem darüber stehenden Worte: ΜΑΚΕΛΩΣ. Die Gelehrten, welche sie um sich hatte, durchsuchten alle Glossarien und zerbrachen sich über die Bedeutung des Wortes Μακελως vergebens die Köpfe; sie aber erklärte lachend, es heiße makellos, d. i. untadelhaft; ohne Fehl.

Kaiser Heliogabal, beliebten Andenkens, versprach seinen, durch allerhand Leckereien von Pfauenzungen, Hahnenkämmen u. s. w. verwöhnten Schmaußgesellen einen Phönix oder in dessen Ermangelung, (die wohl eintreten mußte), 1000 Pf. Gold.

So sonderbar aber nun auch Alles ist, was von dem Wundervogel Phönix erzählt wird, so gleicht doch von dem allen nichts dem, was die alten Romanziers von demselben erzählen. Der Verf. des Romans: L'Histoire du S. Greaal, läßt ihn also er-

ſcheinen: Da kam daher ein gar ſonderbar geſtalteter Vogel: ſchwarz wie Pech war ſein ſchlangenartiger Kopf, roth waren ſeine Augen und Zähne, gleich glühenden Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Bruſt eines Löwen, die Klauen eines Adlers. Vorn an der Bruſt befanden ſich zwei große Flügel, hart und ſchneidend, wie ſcharfgeſchliffener Stahl, nach hinten zu, zwei andere, weiß wie Schnee, rauſchend im Fliegen, wie Hagel im Gewitterſturm. Spitzig war ſein Schweif, einem Degen gleich, flammend wie ein Blitzſtrahl.

Nicht mehr als ihrer drei dieſes Vogelgeſchlechts können auf einmahl geboren werden. Das Weibchen legt drei Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinſchaft gehabt zu haben. Dieſe Eier ſind aber ſo außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieſelben berühren kann, und ſie ſelbſt wird ſo kalt, daß ſie nicht zu berühren iſt. Hat ſie nun Froſt genug geduldet, fliegt ſie in's Thal Hebron, wo ſie den Stein Piraſiſte findet, der von unendlicher Hitze iſt. Wer ihn berührt, wird von der Hitze ſogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze ſey noch nicht groß genug und fliegt mit ihm zum Neſte. Aber da hat ſchon die Hitze ihren Körper durchbrannt, ſie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denſelben der Stein zu nahe, daher legt ſie ihn nur fern; er aber brütet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt, und es bleibt nur einige Aſche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entſtehen

362072A

zwei männliche Vögel und ein weiblicher, die sich, so lange bis sie zu Kräften gekommen sind, von der Asche der Mutter nähren, dann essen sie nie wieder. Die beiden Männchen sind stolz und jedes will das Weibchen haben und beherrschen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beide bleiben todt auf dem Kampfplatze und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinst auf gleiche Weise sich fortzupflanzen und zu zerstören.

Die Falknerei des Mittelalters.

Eine der gewöhnlichsten Beluſtigungen vornehmer Herrn und Damen der Vorzeit, war die Falkenjagd. Mit Falken auf der Hand abgebildet, ſieht man ſie bei feierlichen Aufzügen, auf Münzen, Siegeln und Grabſteinen. Der Falke war gleichſam der Stempel des Adels, und ſo geehrt, und hoch geſchätzt, daß die alten Saliſchen, Ripuariſchen, Allemanniſchen, Burgundiſchen, Longobardiſchen Geſetze dieſen geachteten Vogel durch große Strafen, gegen alle Nachſtellungen zu ſichern ſuchten. Nach den Burgundiſchen Geſetzen, welche dieſen Raub ganz beſonders hoch verpönten, mußte der Falkendieb, der ſich nicht mit einer großen Geldſtrafe loskaufen konnte, von dem geſtohlenen Vogel ſich aus ſeiner Bruſt 6 Unzen Fleiſch aushacken laſſen. Da der Falke nun auf dieſe Art unter die Curioſitäten der Vorwelt gehört, ſo wollen wir hier allerlei Notizen und Anekdoten, die wir von dem Falkenweſen aufgefunden haben, zuſammenſtellen.

An den Höfen der Fränkischen Könige wurde die Falknerei mit großem Wohlgefallen getrieben, und diese Leidenschaft dauerte in Frankreich bis in die spätesten Zeiten fort. In der Vorzeit war das Vergnügen einer Falkenjagd dem Adel allein vorbehalten, und da man es mit den Damen theilte, konnte es nicht fehlen, daß dasselbe in Ansehen stehen mußte. Es gab hundert Gelegenheiten, dabei galant zu seyn, und das wollte man damals. Seiner Dame durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit für seinen und ihren Vogel zu gefallen, bestrebte sich jeder Cavalier. Es war eine Kunst, zu rechter Zeit den Falken los und steigen zu lassen, ihn nie aus dem Gesichte zu verlieren, durch Zurufen zu ermuntern, die von ihm gefaßte Beute schleunig seinen Klauen zu entwinden, ihn zurück zu locken, die Kappe aufzusetzen, und endlich ihn geschickt auf die Faust seiner Gebieterinn setzen zu können, um seine Geschicklichkeit in dieser sehr alten Kunst zu zeigen.

Ganz ungemein liebte König Johann von Frankreich dieses Vergnügen, und sogar als Gefangener zu Hedfort in England, ließ er, zu seines Sohnes Unterricht eine Abhandlung in Versen, durch seinen Kapellan Gosse de la Bigne, über die Falkenierkunst und Jägerei, schreiben. Beide suchen sich in diesem Gedichte einander den Vorzug streitig zu machen, der König aber, als Richter, ertheilt beiden Partheien gleiches Recht.

König Franz I. von Frankreich, genannt der Vater der Jäger verwendete (obgleich der Jägerei weit mehr ergeben) auf die Falknerei viel Geld. Der Oberfalkenmeister zog die damals ansehnliche jährliche Besoldung von 4000 Livres. Er hatte 15 Edelleute unter sich, deren Jeder 5 bis 600 Livres erhielt, und 50 Falkenmeister, mit 200 Livres Gehalt. Dem Oberfalkenmeister standen bey 300 Beißvögel zu Gebote, er konnte nach Belieben, allenthalben jagen, und zog auch noch eine Abgabe von den Vogelhändlern. Der Falkenierstab folgte dem König allenthalben hin, so wie seine Jägerei.

Die Jäger und Falkenmeister hatten damals einen sonderbaren Gebrauch unter sich. Wenn das heilige Kreuz des Maimonats (welches die Zeit ist, wo die Vögeln sich mausen) herangekommen war, kamen alle Jäger, grün gekleidet, mit Trompeten und grünen Spitzruthen bewaffnet und jagten die Falkenmeister aus dem Hofe: dann ist die Jahreszeit, wo man die Hirsche jagt. Aber wenn das heilige Kreuz des Winters kam, erschien die Falknerei und trieb die Jäger aus, die nun die Hunde in die Ställe einsperren mußten, da die Hirsche jetzt nicht mehr zur Jagd taugen. Auch damals nahmen die Damen noch immer Antheil an diesem Vergnügen, denn so sagt ein alter Schriftsteller jener Zeit: „Wenn man auf das Beißen oder Jagen ausging, bestiegen die Damen schöne Zelter, und trugen sehr niedlich, entweder einen Sperber, ein Habicht, oder Stoßvogel auf ihrer Faust.“

Zu dieser Zeit war in Frankreich die Falknerei im höchsten Schwunge; weit eher aber in Teutschland erreichte dieselbe ihren höchsten Flor, unter Kaiser Friedrich II., der von 1218 bis 1256 regierte. Dieser war ein sehr eifriger und zugleich der gelehrteste Falkenjäger seiner Zeit. Seine Liebe zu dieser Art von Jagd ging so weit, daß er auch mitten im Kriege, im Angesichte der Feinde sich diese Belustigung nicht versagen konnte. — Das Buch, welches derselbe über die Falkenjagd geschrieben und sein Sohn, König Manfred, mit seinen Beobachtungen vermehrt hat, wird noch immer von Jägern, und Liebhabern der Naturgeschichte, in dieser Art, als vorzüglich geschätzt.

Die abgerichteten Falken wurden, wie gesagt, schon in den ältern Zeiten, ganz vorzüglich geschätzt. Deshalb machte auch der aus England nach Teutschland als Apostel gekommen Heil. Bonifacius dem Angelsächsischen Könige Ethelbald ein Geschenk mit zwei solchen Falken. — Um ein gleiches Geschenk ersuchte ihn auch ein anderer Angelsächsischer König Ethelwin, wie um eine gar große Gabe.

Die Könige hatten Falkenmeister, Oberfalkenmeister, und diese Falconarii, Accipitriarii, waren unter den Karolingern ansehnliche Stellen, die zu den Hofministerialien gerechnet wurden, gute Einkünfte und viele Gerechtsamen hatten.

Die teutschen Kaiser und andere Fürsten übergaben die Obliegenheit ihre Falken und Jagdhunde zu ernähren, gewöhnlich den Klöstern, wo dieselben recht gut gefüttert wurden.

Kaiser Heinrich IV. war ein so außerordentlicher Liebhaber der Falkenjagd, daß er die Falken (gleich seinem Vorfahren Heinrich III.) mit in sein Reichssiegel aufnahm. Damit geziert, sind von ihm auch Münzen vorhanden.

Kaiser Friedrich I. verstand selbst die Kunst die Falken abzurichten, Kaiser Heinrich VI. liebte die Falkenjagd ungemein, und Friedrich II. kennen wir schon als kunstgerechten Liebhaber dieser Belustigung. Er ließ seine Falken aus Afrika kommen, und erfand eine neue Art von Hauben (Capellae) für dieselben. Die gemeinere Gattung derselben, kannte man schon im zwölften Jahrhundert, und die Araber sollen dieselbe zuerst gebraucht haben.

Noch bis jetzt haben die Morgenländer und ihre Fürsten eine ganz besondere Vorliebe zur Falkenjagd und Reiherbeitze. Besonders aber verstehen die Perser sich sehr aufs Abrichten der Beitzvögel, und bei ihnen ist diese Jagdart von den ältesten Zeiten her bis jetzt, noch in Ansehen und Gebrauch geblieben, da sie überhaupt mit ihren Vergnügungen so wenig, wie mit ihren Moden wechseln.

Kaiser Maximilian I. war ein leidenschaftlicher Liebhaber von dergleichen Unterhaltungen, und liebte vorzüglich die Reiherbeitze gar sehr. Er ließ seine

Falken aus der Tartarei kommen, „aus der Haidenschaft aus Reysen, aus Preussen und von Rhodys, und von viel andern weiten Enden des Ertreichs, daß er gern paisset, dadurch Im von Kunigen vil Valken verert vnd geschankhet waren. Er hat auch bey Im an seinem Hof fünfzehn Valkenmaister vnd algejen mer dann sechszig Valkner Knecht gehabt, die nichts anders thaten, dann daß Sy die Valken zu beraiten, zu Valknerey, vnd wo er durch ain Land zoch, so paisset er unterwegs alwege, vnd fürwar gar oft den maisten Theil bis in die Nacht. Vnd er war in der Valknerey gar künstlich vnd hatte sonderliche Lieb vnd Lust dazu."

Es gab Reichsstädte, die dem Kaiser jährlich Falken liefern mußten. Kaiser Karl V. gab den vertriebenen Rhodiser Rittern die Insel Maltha, wofür, zur Anerkennung der Lehen, die Ritter ihm jährlich einen weißen Falken senden mußten. So wurden mehrere Lehen gegen Darbringung von Falken ertheilt, auch finden sich mehrere Beispiele von einem sogenannten Habichtslehen, in der Vorzeit.

Den Geistlichen war auf mehreren Kirchenversammlungen verboten worden, der Falkenjagd obzuliegen, aber mehrere Barone in Frankreich hatten ehemals das Recht, ihre Falken, während des Gottesdienstes, auf den Altar setzen zu können.

Als ein wichtiges, und angenommenes Lösegeld, schickte der Herzog von Burgund dem Sultan Ba-

jazeth zwölf weiße Falken, wodurch des Grafen von Navarra Freiheit erhandelt wurde.

In Westphalen stifteten im Jahre 1380 mehrere Edelleute einen Bund, den sie die Falkengesellschaft, und sich selbst, die Falkner nannten. Sie erwarben sich aber nicht viel Lob; so wie dergleichen Gesellschaften der Vorzeit überhaupt wohl gefürchtet, aber nicht geliebt wurden.

Es konnte nicht fehlen, ein so geliebter und geschätzter Vogel, den Fürsten und Gesetze schützten und ehrten, mußte auch endlich dadurch geehrt werden, daß er, „als ein Gefährte des Adlers," sogar einem Ritterorden seinen Namen gab. Diesen stiftete, unter der Benennung der weiße Falkenorden, oder Orden der Wachsamkeit, im J. 1732 Herzog Ernst August zu S. Weimar, gab demselben Statuten, und ein schönes Ordenskreuz mit dem Motto: Vigilantia adscendimus; dessen Abbildung in den unten angeführten Werken *) zu sehen ist.

Unter den Falken selbst achtet man die weißen aus Island und Norwegen, als die schönsten

*) Haagen Diss. de Saxo — Vinariensi Vigilantiae Ordine. Jen. 1734. Vergl. Fortgesetzte Neue Genealog. Histor. Nachrichten. 6 B. S. 281. 8. B. S. 776. 10. B. S. 760. Neuerlich davon: The Order of the Falcon, or of Vigilance of Saxe Weimar; with his Statutes. Hanson History of the Orders. T. II. p. 182.

und kühnsten im Fluge und Raube, am höchsten. Ehemals zierte man ihnen den Hals und die Klauen mit goldenen Ringen, und das edelste Geschenk, was ein Ritter seiner Dame, oder ein Vasall seinem Lehnsherrn als Gabe bringen konnte, war ein Falke. An keinem Theile der Jagd nahmen die Damen der Vorzeit mehr Antheil, als an der Falknerei, und ihre Leibfalken, wurden von ihnen eben so sehr geliebkoset, als in unsern Zeiten andere Schoos-Thiere. — Soviel jetzt vom Falken, den — wie ein ungenannter Dichter singt:

— — — die Kunst gelehrig macht;
Den Klugheit zähmen kann, daß ihm der Höfe Pracht
In die Gefilde folgt, durch wohlgelungne Baitzen,
Der Fürsten Fröhlichkeit mit manchem Kampf zu reitzen,
Indem er lehrreich wird bei so beliebtem Streit.

Der Rechtsſtreit mit den Feldmäuſen zu Glurns.

Was für ein Prozeß und Urthel im Jahre 1519 vor den Richter zu Glurns und Mals wider die Mäuſe geführt und geſprochen worden. *)

Anno Domini 1519 am S. Urſula Tag iſt für Wilhelm von Haßlingen Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Fliß ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stilfs ain Recht zu füren willens ſey gegen den Mäuſen, ſo genannt ſind Lutmäuſe, wie Recht ſey. Und damit dieſelbigen Lutmäuſe in ſolcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, ſo ſeyn ſie eines Procurators nothdürftig. Begeren ſie, daß der Richter ihnen ein Procuratorn von Obrigkeit wegen ſetzen ſoll, uf daß ſie ſich nit zu beklagen haben.

Auf ſolches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäuſen uf Stilfs nach Ordnung Rechtens ein Pro-

*) Nach einer alten handſchriftlichen Chronik.

curatorn gesetzt als Hansen Grienebner Bürgern zu Glurns, dem er solchen Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts bestättet: auch ist um das Siegl gebeten worden in Gegenwart Sigmunden von Tartsch, Hansen Hafners und Conraden Spergsers.

Hernach hat gemelter Simon Fließ von wegen der Gemein Stilfs wider die Lutmäuse auch einen Procurator gesetzt, nemlich den Schwarz Minig zu Tartsch und haben darum den Richter um das Insiegel gebeten in Beyseyn vorgedachter Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angesetzt als am Mittwoche vor S. Simon und Judas der zwelfboten Tage obgesagten Jars.

Kundschaftrecht am Mittwoche nach S. Philipsen und Jacobi der heiligen Zwelfboten,
Anno 1520.

Richter Conrad Spergser, Rechtsprecher, Hans Hafner, Kaspar Metzger, Millner von Lichtenberg, Stoffl Frey, Valtin Larcher, Martin Lechthler, Adam von Pajadt, Fliri Peter, Luzi Hanns Feyerabendt, Jeremias von Prad.

Auf diesen Tag ist verdinglich fürkommen Schwarz Minnig von Tartsch als Prokurator der ganzen Gemeind Stilfs und hat zu verstehn geben, wie er als ein Procurator der Gemeind Hansen Grienebner als Procurator und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuse, auf diesen Tag Kundschaft zu verhören zu wissen gethan, und fürgebothen; wor-

über gesagter Grienebner herführtreten und als Procurator der genannten Lutmäuse ins Recht gedingt.

Darauf hat Minig Waltsch aus Sulden bekennt und geseit, daß ihm wol wissend sey, daß er ungefärlich bey 18 Jaren in Sulden gehaust hab, da sey er ein und usgangen über die Stuck und Güter der Wiesen der ganzen Gemeind Stilfs: da hab er allzeit gesehen, das die Lutmäuse ihnen daselbs merklich Schaden getan haben an Ufwülung des Erdreichs, also daß die von Stilfs das Heu und Grumat die Zeit lang wenig genossen.

Niklas Stocker uf Stilfs hat bekennt und geseit, daß ihm wol kund und wissend sey, daß so lang er gemelter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit gesehen, daß etwas Tiere, deren Namen er nit wisse, denen von Stilfs in iren Gütern großen Schaden getan hant, sunderlich im Herbst da man das Grumat mähen sollen, seyn sie viel heftiger, denn zu andern Zeiten gewesen: er Kundschafter habe auch in allen deren von Stilfs Stücken und Alben den Schaden gesehen.

Vilas von Aining als ein Nachbar deren von Stilfs hat sich zu den zween Kundschaften gestellt und bekennt, daß er bey 10 Jaren in Stilfs gehaust, und sey ihm nit anders wissen, als wie Niklas Stocker vermelt hat, und um so viel mehr daß er die genannten Lutmäuse uf den Stucken oft und viel selbst gesehen hab.

Und sind solche Kundschaften mit dem Aid, wie sich gebürt, bestättet worden.

Fortdauer nach dem Tode. Daher die Inschriften auf diesen Münzen: Consecratio, oder Aeternitas, auch Aeternitate Aug. und: Felix Temporum Reparatio. Mit diesen Beischriften steht der Phönix, umgeben mit einem Nimbus, auf einer Weltkugel, einem Berge, auf einer Sphäre, und auf dem selbst sich zusammengetragenen Brandhaufen. Von diesen kam der Wundervogel, in neueren Zeiten, endlich auf die Münzen mehrerer Europäischen Regenten. Die bekannte Schwedische Königinn Christina ließ auf den Revers einer ihrer Medaillen 1665 einen sich verbrennenden Phönix prägen, mit dem darüber stehenden Worte: ΜΑΚΕΛΩΣ. Die Gelehrten, welche sie um sich hatte, durchsuchten alle Glossarien und zerbrachen sich über die Bedeutung des Wortes Μακελως vergebens die Köpfe; sie aber erklärte lachend, es heiße makellos, d. i. untadelhaft; ohne Fehl.

Kaiser Heliogabal, beliebten Andenkens, versprach seinen, durch allerhand Leckereien von Pfauenzungen, Hahnenkämmen u. s. w. verwöhnten Schmaußgesellen einen Phönix oder in dessen Ermangelung, (die wohl eintreten mußte), 1000 Pf. Gold.

So sonderbar aber nun auch Alles ist, was von dem Wundervogel Phönix erzählt wird, so gleicht doch von dem allen nichts dem, was die alten Romanziers von demselben erzählen. Der Verf. des Romans: L'Histoire du S. Greaal, läßt ihn also er-

schcinen: Da kam daher ein gar sonderbar gestalteter Vogel: schwarz wie Pech war sein schlangenartiger Kopf, roth waren seine Augen und Zähne, gleich glühenden Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Brust eines Löwen, die Klauen eines Adlers. Vorn an der Brust befanden sich zwei große Flügel, hart und schneidend, wie scharfgeschliffener Stahl, nach hinten zu, zwei andere, weiß wie Schnee, rauschend im Fliegen, wie Hagel im Gewitterſturm. Spitzig war sein Schweif, einem Degen gleich, flammend wie ein Blitzstrahl.

Nicht mehr als ihrer drei dieses Vogelgeschlechts können auf einmahl geboren werden. Das Weibchen legt drei Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinschaft gehabt zu haben. Diese Eier sind aber so außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieselben berühren kann, und sie selbst wird so kalt, daß sie nicht zu berühren ist. Hat sie nun Frost genug geduldet, fliegt sie in's Thal Hebron, wo sie den Stein Pirasiste findet, der von unendlicher Hitze ist. Wer ihn berührt, wird von der Hitze sogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze sey noch nicht groß genug und fliegt mit ihm zum Neste. Aber da hat schon die Hitze ihren Körper durchbrannt, sie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denselben der Stein zu nahe, daher legt sie ihn nur fern; er aber brütet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt, und es bleibt nur einige Asche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entstehen

362072A

zwei männliche Vögel und ein weiblicher, die sich, so lange bis sie zu Kräften gekommen sind, von der Asche der Mutter nähren, dann essen sie nie wieder. Die beiden Männchen sind stolz und jedes will das Weibchen haben und beherrschen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beide bleiben todt auf dem Kampfplatze und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinst auf gleiche Weise sich fortzupflanzen und zu zerstören.

Die Falknerei des Mittelalters.

Eine der gewöhnlichsten Beluſtigungen vornehmer Herrn und Damen der Vorzeit, war die Falkenjagd. Mit Falken auf der Hand abgebildet, ſieht man ſie bei feierlichen Aufzügen, auf Münzen, Siegeln und Grabſteinen. Der Falke war gleichſam der Stempel des Adels, und ſo geehrt, und hoch geſchätzt, daß die alten Saliſchen, Ripuariſchen, Allemanniſchen, Burgundiſchen, Longobardiſchen Geſetze dieſen geachteten Vogel durch große Strafen, gegen alle Nachſtellungen zu ſichern ſuchten. Nach den Burgundiſchen Geſetzen, welche dieſen Raub ganz beſonders hoch verpönten, mußte der Falkendieb, der ſich nicht mit einer großen Geldſtrafe loskaufen konnte, von dem geſtohlenen Vogel ſich aus ſeiner Bruſt 6 Unzen Fleiſch aushacken laſſen. Da der Falke nun auf dieſe Art unter die Curioſitäten der Vorwelt gehört, ſo wollen wir hier allerlei Notizen und Anekdoten, die wir von dem Falkenweſen aufgefunden haben, zuſammenſtellen.

Die meisten derselben, unter denen man viele Große und Beamte des Reichs genannt findet, hatten den Titel Ecuyer. Auf diese folgten die Auditeurs de la Cour amoureuse, unter denen sich ein Doctor der Theologie, einige Domherrn, und verschiedene Parlaments-Räthe befanden. Die zweite Classe bestand aus 59 Chevaliers d'honneur, als Minnegerichts-Räthen, (Conseillers de la Cour amoureuse), die sämmtlich Edelleute seyn mußten. Nach diesen kamen 52 Chevaliers tresoriérs de la Cour amoureuse, dann, 57 Maîtres de requêtes de la Cour amoureuse, deren dritter Präsident der Prévôt des Marchands zu Paris, war. Sie selbst, waren größtentheils Räthe, geheime Sekretäre, Doctoren und Advocaten. Übrigens hatte dieser Gerichtshof noch 32 Sekretäre, und 8 Substituten des General-Prokurators, lauter Geistliche und viele Diener.

Nicht ungern werden die Leser hier eine kurze Verhandlung eines solchen Handels vor dem Liebeshofe finden.

Wilhelm von Cabestaing, stand vor den Schranken. Eine Dame verrichtete diesmal das Amt eines Gerichtsdieners. Nach einem dreimaligen Aufrufe, nahm eine andere Dame ihn bei der Hand, und sagte, indem sie die Schranken öffnete und ihn einführte: „Edler Junker, laßt eure Waffen vor den Schranken. Hier, bei uns, bedürft

Ihr keiner anderen Waffen, als Eure Höflichkeit und Artigkeit. Nur gebt Euch ein wenig Mühe zu gefallen. Weder Herz, noch Blut, noch Augen müßte ja einer haben, der nicht es wünschenswerth finden sollte, den Damen zu gefallen."

Er trat nun in den Kreis und blieb auf der Seite der Ritter stehen. Nun ward gegen ihn von der Dame Eleonore und dann von ihrer Zofe Dariolette Klage geführt. Er erröthete, denn er war ein unschuldiger Jüngling und wußte nicht, wie er sich vertheidigen sollte, auch fürchtete er, das liebenswürdige und galante Tribunal zu beleidigen. Er merkte nicht, daß sein Handel einer von denen war, die der Liebeshof gewählt hatte, um sich zu unterhalten; daher begehrte er einen Advocaten. Es wurde ihm gestattet aus seinen Richterinnen sich einen Sachwalter zu wählen. Er näherte sich der edlen Margaretha von Tarascon, kniete vor ihr nieder und reichte ihr seinen Handschuh. Dame Margaretha nahm ihn erröthend, erhob sich von ihrem Sitze und stellt sich neben den Junker.

Die Vertheidigungsrede war geendigt, als ein Gerichtsdiener ihm zurief: „Das Gericht erlaubt Euch, Euern Advocaten auf die Wange zu küssen." Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Raimund, der Gemahl dieser Dame, wollte dagegen appelliren, man antwortete ihm nur mit einem allgemeinen Gelächter. Der Junker ging zu seinen Richterinnen und küßte jeder die Hand.

Eben wollte das Gericht den Ausspruch thun, als ein Mann eintrat, den Cabestaing hatte mit gebundenen Händen herbeiführen lassen, weil er ihn eben angetroffen hatte, als er einem hübschen Bauermädchen hatte Gewalt anthun wollen. Die suchte das Blättchen zu drehen, und klagte den Junker als den Ehrenräuber an. Er schwieg, aber sogleich übernahm das Mädchen seine Vertheidigung und sprach: „Edle Damen! nichts hat der schöne Junker mir geraubt; Ich selbst habe ihm Alles gegeben und fast wäre ich betrübt geworden, hätte er's nicht Alles nehmen wollen und hätte wohl glauben müssen, es geschehe aus Verachtung." Das Mädchen war so reizend, die Entschuldigung so bündig und kurz, und Dame Margaretha, ein seelengutes Weibchen, sprach den Schuldigen frei. Nun aber wurde zum Ausspruche in der Hauptsache geschritten. Das Gericht gebot Stillschweigen, und Elois de Turenne, die Präsidentinn des Liebeshofes sprach folgendes Urtheil:

„In Euerm Handel, schöner Junker, finden wir nichts Strafbares. Ihr habt gethan, was Ihr gewollt, mit Darioletten, habt nicht gewußt was ihr schuldig wart der Dame Margarethe, und bei dem Landmädchen, habt Ihr gethan, was die Gelegenheit mit sich brachte. Der Gerichtshof spricht Euch los und befiehlt Euch, nicht mehr so schüchtern und blöde, sondern artiger zu seyn gegen die Damen und bei uns die Gesetze der Galan-

terie zu lernen. Der Andere soll seiner Banden entlediget, ein Paternoster beten. Trefft Ihr ihn aber wieder an bei dem Mädchen, so ist Euch gestattet, ihm die Nase abzuschneiden.

Der verlierende Theil mußte Gerichtskosten entrichten, die irgend zu einem wohlthätigen Entzwecke verwendet wurden.

Dergleichen feierliche Gerichtshöfe befanden sich besonders zu Signes, Avignon, Lille, Pierrefeu, ꝛc. und man lies't von denselben vom Anfange des XII. bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts. Ja, König Renatus von Sicilien, der in der Provence lebte, ließ noch in der Mitte des XVI. Jahrhunderts, bei seinen Fronleichnamsfesten zu Air, einem Prince d'Amour, und seinen Chavaliers eine Hauptrolle spielen, wie die Leser wissen, und der bekannte Kardinal Richelieu, stiftete auch einen Cour d'Amour zu Ruelle, wo verliebte Streitfragen entschieden wurden, bei welchem die, als Schriftstellerinn bekannte Demoiselle Margarethe de Scudery die Stelle eines General-Advocaten vertrat, und die Prinzessinn Maria Gonzaga, nachherige Königinn von Polen, Präsidentinn war.

Mit den Liebeshöfen müssen nicht die sogenannten Blumenspiele (Jeux-fleuraux) verwechselt werden, wie Millot gethan hat. Diese wurden im J. 1325 zu Toulouse eingeführt. Zu diesen wurden alle Dichter durch einen Brief, der im Namen der lustigen Gesellschaft zu Toulouse und der sieben dort

befindlichen Troubadours geschrieben war, zu einem poetischen Wettstreit eingeladen, und der Sieger wurde mit einem goldenen Veilchen beschenkt. Man setzte auch Statuten, unter der Benennung: Gesetze der Liebe, woher auch diese Akademie das Spiel der Liebe genannt wurde. Das Fest wurde fortdauernd jährlich im Monat Mai gefeiert, und man fügte in der Folge dem goldenen Veilchen, auch noch eine wilde Rose, ein Vergißmeinnicht, und ein Tausendschönchen, zu mehreren Preisen bei. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts vermachte eine reiche Toulouser Dame, Clementia Isaura, dieser Akademie ein bedeutendes Kapital, damit die Blumenpreise bezahlt werden sollten. Zur Dankbarkeit, wurde derselben eine Bildsäule von weißem Marmor errichtet, welche noch bis auf den heutigen Tag in dem schönen, großen Saale auf dem Rathhause zu sehen ist. — Öffentliche Blätter sagen, daß diese Akademie noch jetzt besteht, und daß die Blumenpreise, auch im J. 1812 ausgetheilt worden sind.

Nun aber, auf die Liebeshöfe, die dort aufgeworfenen Fragen, und ertheilten Urtheile zurückzukommen, so haben sich die Juristen ein besonderes Geschäft und Vergnügen daraus gemacht, dieselben zu sammeln, und in lateinischer Sprache, mit allem erdenklichen Aufwande von juristischer Belesenheit und Gelehrsamkeit zu kommentiren. Es existirt ein seltenes Werk, mit dem Titel:

Arresta Amorum 52. Accuratissimis Benedicti Curtii Symphoriani Commentariis ad utriusque Juris rationem, forensiumque actionum usum quam acutissime accommodata. Parisiis. 1555.

Dieſes enthält 52 Sätze der Fragen bei Liebeshöfen, und die Urtheile derſelben, wie geſagt, mit juriſtiſchen Unterſuchungen und Bemerkungen begleitet.

Eine andere Sammlung von Minnegerichtsausſprüchen, die man ſonſt nur in italieniſcher Sprache, unter dem Titel Libro d'amore kannte, hat Aretin der Welt in teutſcher Sprache, nach einem alten Manuſcripte mitgetheilt, und dadurch des Dankes der Leſewelt ſowohl, als der Literatoren ſich verſichert.

Geschichte der Schreibekunst.

Schreibekunst ist die Kunst seine Gedanken durch Zeichen auszudrücken. Vor ihrer Erfindung waren Bäume die man pflanzte, Steinhaufen, Altäre und Säulen, die man errichtete, auch Feste und Spiele, die man verordnete, die Mittel, wodurch man das Andenken wichtiger Begebenheiten zu erhalten suchte; man gab auch den Örtern, wo wichtige Begebenheiten vorgegangen waren solche Namen, die darauf Bezug hatten, oder man pflanzte wichtige Vorfälle durch Tradition oder Überlieferung fort und kleidete sie, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, in Volkslieder ein. Die Chineser theilten sich zur Zeit des Yongtching-chi in der Entfernung ihre Gedanken durch Schnüre mit, die man mit verschiedenen Knoten bezeichnete; Andere thaten dieses durch Einschnitte in Holz.

Die Schreibekunst entsprang aus der Zeichenkunst, sobald man es in dieser so weit gebracht hatte, daß man die Umrisse natürlicher Gegenstände zeichnen

konnte; dieſes erhellet aus der älteſten Art der Schrift, welche eine Bilderſchrift, im eigentlichen Sinne des Worts, war. Man malte nämlich die Gegenſtände, an welche man Andere erinnern wollte, ihrer ganzen Figur nach ab. Um z. B. anzuzeigen, daß ein Menſch einen andern getödtet habe, zeichnete man einen Menſchen, der ausgeſtreckt auf der Erde lag, und einen Andern, der vor ihm ſtand und ein Gewehr in der Hand hatte. Vermöge dieſer Schrift konnten jedoch nur körperliche Dinge und wenige Handlungen ausgedrückt werden, und da ſie aus unförmlichen Bildern natürlicher Gegenſtände beſtand, erhielt ſie den Namen Bilderſchrift, von welcher hauptſächlich die Egypter Gebrauch machten.

Dieſe Art zu ſchreiben war aber ſehr beſchwerlich, daher man die zweite Art der Schrift erfand, welche in ſchicklichen und verſtändigen Abkürzungen der Figuren körperlicher Dinge beſtand. Man zeichnete nämlich nicht mehr das ganze Bild von der Sache hin, die man kenntlich machen wollte, ſondern verfiel darauf, die Zeichnungen abzukürzen, und nur einige kenntliche Züge von dem Gegenſtande auszudrücken. Um z. B. einen Walker anzuzeigen, malte man zwei Menſchenfüße im Waſſer.

Nachdem man nun die in die Augen fallenden Gegenſtände abbilden konnte, verſuchte man es auch, Dinge, die nicht in die Augen fallen, ſondern mit dem Verſtande gefaßt werden müſſen, z. B. Eigenſchaften, Tugenden u. ſ. w. durch ſolche aus der

Natur oder Kunst entlehnte Bilder auszudrücken, die mit der Sache, die man kenntlich machen wollte, einige Ähnlichkeiten hatten. Hieraus entstand die dritte Art der Schrift, nämlich die tropische oder symbolische Schreibekunst, wo man körperliche und unkörperliche Dinge, Empfindungen, Eigenschaften, Tugenden, Laster, Handlungen, Gemüthsbewegungen und ganze Geschichten durch Symbole, die aus Bildern der Thiere, der Vögel oder auch lebloser Dinge bestanden, und durch willkührliche Zeichen ausdrückte, die Anfangs eine der Natur gemäße Bedeutung hatten, bald aber einen geheimen Sinn bekamen, den nur die egyptischen Priester verstanden, wiewohl auch die Priester späterhin die alten Hieroglyphen nicht mehr zu erklären wußten. Dieses war die schönste und vollkommenste Art der Hieroglyphen, von der man auch auf den egyptischen Obelisken Spuren findet. Zufolge der symbolischen Schreibekunst zeichnete man nicht mehr die ganze Figur hin, sondern man setzte oft nur einen Theil für das Ganze; wollte man zu erkennen geben, daß eine Stadt belagert werden sollte, oder belagert wurde, so malte man nur eine Leiter zum Sturm; wollte man den Zorn ausdrücken, so malte man eine Nase aus der Dampf aufstieg. Manche Eigenschäften wurden nach der symbolischen Schreibekunst durch Bilder, die von Menschen hergenommen waren, ausgedrückt; eine Hand z. B. zeigte Stärke oder Tapferkeit an. Mehrere Dinge aber wurden durch die Bilder solcher Thiere, bei denen sich von jenen

Dingen eine Ähnlichkeit fand, ausgedrückt; das Bild des Pelikans zeigte die List; das Bild des Habichts oder Sperbers die Geschwindigkeit; ein Pfauenschwanz die Vergänglichkeit der Schönheit, Pracht und des Reichthums; eine Taube die Unschuld; eine Schlange, die sich in den Schwanz biß, oder ein Zirkel, weil man daran weder Anfang noch Ende sieht, die Ewigkeit an. Auch leblose Dinge wurden zu Symbolen gebraucht; ein Schloß oder auch ein auf den Mund gelegter Finger zeigte die Verschwiegenheit an. Theile von lebendigen Dingen vertraten auch die Stelle der Symbole; ein Auge zeigte die Vorsehung an. Oft bezeichnete man eine Sache durch das Bild einer andern, weil sie ähnliche Wirkung mit jener hatte; das Gewitter bezeichnete man durch einen mit Sphinxen oder Donnerpferden bespannten Wagen über den Wolken, weil ein Wagen ein dem Donner ähnliches Rasseln verursacht. Strabo erzählt, daß die Egypter durch die Figur einer Biene einen König bezeichneten. Mit Recht sagt also Tacitus, daß die Egypter ihre Gedanken durch Figuren der Thiere und Vögel bezeichnet hätten. Die Wände des Labyrinths zu Theben waren mit solchen Thieren und Vögeln bemalet. Fand man zur Bezeichnung einer Sache weder in der Natur noch Kunst etwas Ähnliches, so wählte man ein willkührliches Zeichen; ein △ bedeutete in der geheimen Schreibart der Egypter so viel als Gott.

Da die Hieroglyphenschrift der Egypter die sinnreichste, vollständigste, dauerhafteste und berühmte-

ste war, so hält man allgemein die Egypter für die ersten Erfinder derselben. Die Egyptischen Magi, welche sich sowohl der Bilderschrift, als auch der Buchstabenschrift bedienten, eignen die Erfindung des Schreibens überhaupt und besonders die Erfindung der Hieroglyphen dem Atodes, den die Egypter Thot, oder Thoyth, die Alexandriner aber Thoth nennen, zu, der mit dem Hermes Trismegistus oder Mercurius für eine Person gehalten wird. Einige halten ihn für einen Sohn des ersten egyptischen Königs Menes, und nehmen das Jahr 1900 für den Zeitpunct an, wo er die Schreibekunst erfand; Andere halten ihn für eine Person mit dem Phönizier Thaaut, welches sehr wahrscheinlich ist; Andere halten ihn für einen Rath des Osiris. Mehrere schrieben ihm sowohl die Erfindung der Hieroglyphen, als auch der Buchstabenschrift zu. Goguet zweifelt aber daran, daß die Hieroglyphen eine Erfindung der Egypter waren, weil sie vielen Völkern des Alterthums gemein waren. Wirklich behaupten auch mehrere Schriftsteller, daß auch die Phönizier sich der Hieroglyphen bedienten. Nach dem Zeugniß des Pharecydes von Scyros brauchten auch die Scythen die Bilderschrift, und Prätos schickte den Bellerophon mit einer symbolischen oder hieroglyphischen Schrift an seinen Schwiegervater Jobates, welcher dadurch benachrichtiget wurde, den Überbringer zu tödten. Die Chinesen, welche die Erfindung des Schreibens einem ihrer Regenten aus den fabelhaften Zeiten, Namens Souigine, zuschreiben, wie

auch die Japaneſen und Coreaner, haben eine mit der Hieroglyphenſchrift ähnliche Schreibart, denn ihre Schriftzeichen deuten keine Wörter, ſondern Sachen an; ſie müſſen alſo ſolcher Zeichen ſo viel haben, als Sachen und Gedanken ſind. Ein mittelmäßiger Gelehrter muß bey ihnen auſſer der Mandarinenſprache, die nur zu den gewöhnlichen Komplimenten dient, und wo man mit etlichen 100 Zeichen auskommen kann, wenigſtens 10000, aber wer es aufs höchſte treiben will, 80000 Zeichen kennen. Auch bei der Entdeckung von Amerika fand man bei den Amerikanern eine Art von Bilderſchrift, denn die Mexikaner gaben dem Montezuma von der Landung des Kortez durch eine Zeichnung Nachricht. Indeſſen findet man doch kein Volk, bei dem die Kunſt mit Hieroglyphen zu ſchreiben ſo hoch getrieben wurde, als bei den Egyptern. Eine Klaſſe ihrer Prieſter beſchäftigte ſich beſtändig damit, die ſchon zu Joſephs Zeit Bilderſchrift-Ausleger genannt wurden, und eine eigene Gattung der Gelehrten unter den Egyptern ausmachten. Eben weil ſich die Prieſter damit beſchäftigten, nannten die Griechen dieſe Schrift die Hieroglyphenſchrift oder die heilige Schrift. Als man willkührliche Zeichen unter die Hieroglyphen aufnahm, fiengen die Egypter zuerſt an, die Schreibekunſt zum Nutzen der Wiſſenſchaften anzuwenden, und nun unterſchied man die Gelehrten- oder Prieſterſchrift, deren man ſich beim Bücherſchreiben bediente, von der Hieroglyphen- oder Bilderſchrift, die man bei öffent-

lichen Denkmälern brauchte, als zwei verschiedene Schriftsysteme. Endlich wurde aber die Bilderschrift durch den weit bequemeren Gebrauch der Buchstabenschrift verdrängt, deren sich auch zuletzt die Priester bedienten. Da man bereits in der Hieroglyphenschrift mehrere Sachen durch ganz willkührliche Zeichen auszudrücken pflegte, so erfand man nun auch willkührliche Charactere für einzelne Worte. Solche Charactere waren z. B. ב welches ein Haus, ג ein Kameel, ק welches eine Hacke, ש welches einen Zahn bedeutete. Hier waren aber so viele Charactere nöthig, als eine Sprache Wörter hat, und dieß machte die Schreibekunst beschwerlich; auch hatten die Erfinder dieser Charaktere bemerkt, daß jedes Wort aus einer Anzahl von Lauten zusammengesetzt sey, und da man Alles schon durch Zeichen auszudrücken suchte, so bemühte man sich auch, jeden von diesen Lauten, die man an den Wörtern bemerkte, durch besondere Zeichen auszudrücken; so entstand die Sylbenschrift, wo jedes Zeichen eine Sylbe ausdrückte.

Die Sylbenschrift erforderte aber so viele Zeichen, als sich Sylben in einer Sprache gedenken lassen, woraus also eine sehr große Menge Zeichen erwuchs, die das Schreiben ebenfalls erschwerte. Die genauere Aufmerksamkeit auf die Articulation der Sylben lehrte, daß jede Sylbe aus einem Lautbuchstaben und aus etlichen Mitlautern bestand; man suchte daher jeden Lautbuchstaben und jeden Mitlauter durch besondere Zeichen auszudrücken, wozu man einige

von jenen für die Wörter erfundenen Charakteren oder auch abgekürzte hieroglyphische Zeichen wählte, welches man aus der Ähnlichkeit vermuthet, die sich zwischen alter Buchstabenschrift und den Hieroglyphen findet. Hierdurch erhielt man den Vortheil, daß man nur wenige Zeichen brauchte, durch deren unendliche Versetzung man doch Alles ausdrücken konnte, und so erhielt man die weit bequemere Buchstabenschrift.

Die Erfindung dieser Buchstabenschrift wird von den Meisten den Phöniziern zugeschrieben, welche die ältern Charaktere änderten, und statt der Buchstaben anwandten. Besonders eignet Sanchuniathan diese Erfindung dem Phönizier Thaaut zu, der sich in der Folge in Egypten niederließ, und von den Egyptern Thot genannt wurde. Auf diese Art kam also die Buchstabenschrift von den Phöniziern zuerst nach Egypten; Einige melden jedoch, daß die Isis bey den Egyptern die Buchstabenschrift eingeführt habe, und noch Andere meinen, daß die Egypter erst gegen Psammetichs Zeit die Buchstabenschrift aus Phönizien erhalten hätten. Von den Egyptern kam die Buchstabenschrift zu den Israeliten. Einige wollen zwar den Joseph zum Erfinder der Buchstabenschrift machen und halten ihn mit dem Hermes Trismegistus für eine Person; wir aber haben bei dem Worte Buchstaben unsere Zweifel dagegen geäußert. In Gosen hielten die Israeliten schon ihre Schoterim oder Schreiber, welche die Stammtafeln der Fami-

lien u. s. w. besorgen mußten; daher kann auch Moses nicht der Erfinder des Schreibens seyn, wie Jaquelot und Thomasius behauptet haben, denn zu Moses Zeit war die Schreibekunst schon eine bekannte Sache, und er beruft sich selbst auf ältere Schriften; auch Hiob redet von der Schreibekunst als von einer gewöhnlichen Sache; ob sich gleich nicht entscheiden läßt, daß er von Buchstabenschrift rede, so weiß man doch, daß es damals schon schriftlich verfaßte gerichtliche Klagen, und versiegelte Actenstöße gab. Zu Salomons Zeiten war das Bücherschreiben schon sehr gemein. Auch zu den Assyriern muß die Buchstabenschrift bald durch die Phönizier gekommen seyn, denn Callisthenes schrieb aus Babylon dem Aristoteles, daß die astronomischen Untersuchungen der Babylonier von 1903 Jahren her wären. Epigenes meldet hingegen, daß die ältesten astronomischen Beobachtungen der Babylonier von 720 Jahren her gewesen wären, und Berosus sowohl, als auch Critodemus setzen das Alter dieser Beobachtungen gar nur auf 480 Jahre hinaus. Indessen wird doch das assyrische Alphabet, so wie alle übrige, von dem phönizischen Alphabet hergeleitet, denn dieses und das althebräische Alphabet, welches mit dem samaritanischen Alphabet einerlei Charaktere hatte, werden für die ältesten Alphabete gehalten, von denen alle übrigen abstammen. Von den Phöniziern, besonders durch den Cadmus, kam die Buchstabenschrift zu den Griechen. Die älteste Probe der griechischen Cursivschrift, so

wie sie zu Vespasians Zeit war, hat Herr von Murr bekannt gemacht. Bei der Entdeckung des verschütteten Pompeji stieß man im Jahre 1767 auf ein Soldatenquartier oder auf eine Caserne, deren Exercierplatz einige mit Gyps überzogene Säulen enthielt, woran römische Soldaten eine Menge unnützes Zeug in lateinischer und griechischer Sprache mit Nägeln oder andern Werkzeugen aus langer Weile gekritzelt hatten. Von diesem Geschreibsel bekam Herr von Murr durch einen Geistlichen am neapolitanischen Hofe eine genaue Abschrift, die Herr von Murr in Kupfer stechen ließ, und solche 1792 bekannt machte. Von den Griechen kam die Kenntniß der Buchstabenschrift durch die Nicostrata und durch ihren Sohn Evander, um das Jahr 2740 zu den Lateinern, und von diesen zu den Römern. Die Hetrusker erhielten die Buchstabenschrift vom Demaratus aus Corinth um das Jahr 3326. Von den Römern kam die Buchstabenschrift zu den Deutschen. Im dritten Jahrhundert n. C. G. war schon die Runenschrift bekannt. Ulfilas erfand um das Jahr 350 eine Buchstabenschrift für die Gothen, und Cyrill aus Tessalonich erfand um das Jahr 850 eine Buchstabenschrift für die Slaven. Im neunten Jahrhundert, unter Friedrich dem Deutschen fieng man erst an, Deutsch zu schreiben, jedoch noch mit lateinischen Buchstaben. Unter Friedrich II., im 13ten Jahrhundert, kamen, nach Gundlings Behauptung die jetzigen teutschen Buchstaben auf.

Einige vermuthen, daß die Phönizier zuerst

nach Art der Pflugfurchen, wie die Ochsen auf dem Acker pflügten, erst eine Zeile von der Rechten zur Linken und dann die folgende von der Linken zur Rechten schrieben.

Die Griechen schrieben anfangs, so wie die morgenländischen Völker noch thun, von der Rechten zur Linken; dann schrieben sie nach Art der Pflugfurchen, welche Schreibart man die Kadmische, oder auch βουστροφηδον nannte. Pronapides von Athen, ein Lehrer des Homer, der also 900 Jahre vor C. G. lebte, erfand zuerst die Art von der Linken zur Rechten zu schreiben. Diese Schreibart, welche Anfangs nicht gleich allgemein angenommen wurde, nannte man die jonische. Die Chinesen und Japaner schreiben ihre Zeilen nach Art der Columnen von oben herniederwärts, und die Mexicaner fangen von unten an, und schreiben aufwärts.

Der Kampf mit dem Drachen.

(Zur Vergleichung von Schillers gleichbetitelter Ballade.

Nachfolgende Historie ist genommen aus Bossio und zwar aus dem Andern Buche seiner Historia, die er von der Religion der Johanniter-Ordensritter von Jerusalem geschrieben.

Im Jahr Christi 1345, als Clemens VI. Pabst zu Rom, und Elio de Villanova Großmeister der Ritter Sankt Johannis war, da begab sich ein Ding, darüber sich die ganze Welt verwundern muß.

Auf der Insel Rhodus, nicht weit von Sankt Stephans-Kirche, war ein großer Felsen, unter welchem aus einer sehr großen unterirdischen Höhle, ein Fluß hervorströmte. In dieser Höhle wohnte damals ein ungeheures, greuliches und erschreckliches Wunderthier, welches nicht allein in der ganzen Gegend der

Insel nach dem Osten, unerhörten Schaden an Menschen und Viehe, die es mit unglaublicher Grausamkeit anfiel, zerrieß und verschlang, verursachte; sondern auch vermittelst seines giftigen Odems die Luft derselben Gegend überall dergestalt vergiftete, daß sich niemand ohne augenscheinliche Lebensgefahr dahin wagen durfte. Daher der Großmeister gemeldten Ritterordens, (welcher damalen sein Verbleiben auf dieser Insel hatte), öffentlich ankündigen ließ, daß sich Niemand, weß Standes er auch sey, unterstehen solle, an den unsichern Ort zu kommen. Eben dieses hat er gleichfalls den Rittern verboten, und zwar bei Verlust ihres Lebens, oder zum mindesten ihres Ordens, dahero dann der unsichere Ort nicht unbillig den Namen Mal passo lange Zeit geführet hat.

Zu dieser Zeit war einer unter den Rittern zu Rhodus, Namens Deodatus de Gozon, von Geburt ein Gasconier, ein junger, frischer und muthiger Edelmann. Diesen verdroß es, daß sich unter einer solchen Anzahl tapferer Ritter nicht ein Einziger finden ließe, der sich unterstehen dürfte, diesem Ungeheuer den Kopf zu bieten, und das Land von einer solchen schädlichen Plage zu befreien. Ließ sich demnach durch Begierde, sich einen unsterblichen Namen zu machen, anspornen, auf eine unerhörte Weise mit dem erschröcklichen Wunderthier, den Kampf auf Leib und Leben anzugehen, und die Insel von dieser verderblichen Plage gänzlich und auf einmal zu befreien.

Diesen Entschluß faßte er so fest, daß er Tag und Nacht weder Schlaf noch Ruhe hatte, bis er solchen zuvor zu Werke gerichtet und glücklich ausgeführet hätte. Weil er aber auch darneben das scharfe Gebot des Großmeisters fürchtete, so bemühte er sich dahin, wie er, ohne eines einzigen Menschen Wissen und Beiseyn seinen Zweck und Sieg über den Drachen erlangen mögte.

Er schlich erstlich ganz leise nach dem Ort, wo der Drache seinen Aufenthalt hatte; hielt sich verborgen, und bemerkte zuvorderst seine rechte Gestalt und mancherlei Farben, welche also beschrieben sind. Der Leib war so groß als eines starken Pferdes oder eines Ochsen Rücken; der Hals war lang, rauch, und am Ende ein Kopf wie ein Schlangenkopf, der doch mit langen Ohren besetzet und versehen war. An demselben war ein abscheulich großer und weiter Rache, mit den spitzigsten Zähnen, als lauter Spießen, versehen. Die Augen waren sehr groß, glänzend, und gleichsam feuerschießend. Er hatte vier Füße, alle mit großen und spitzigen Bärenklauen besetzt. Was den Schwanz und übrigen Leib anlanget, darin kam er einem Krokodill ziemlich nahe. Über und über war der ganze Leib mit einem überaus festen Panzer von undurchdringlichen Schuppen überzogen. Letzlich hatte der Drache zween große Flügel, aus einer durchsichtigen Haut bestehend, (die die Fledermäuse zu haben pflegen) welche unten mit Blut gelb und roth gesprengelt

waren, wie dann sonsten auch der ganze Leib mehrentheils mit diesen beiden Farben bemahlt gewesen.

Seine Schnelligkeit war so groß, daß ihm kein Pferd, und sollte es auch das beste Arabische oder Persische gewesen seyn, durch seine Geschwindigkeit hätte entkommen mögen. In seiner Bewegung schien er zugleich zu fliegen und zugleich zu laufen, und wann er auf den Raub auslief, so machte er mit seinem gewaltsamen Schuppengerassel und großem Gezisch, ein solches erschreckliches Gelaut, daß man auch weit von ihm, dasselbe nicht sonder heftiges Entsetzen vernehmen konnte. Das ist die Gestalt und das Wesen des Drachen gewesen, von welchem allen sich Deobatus de Gozon, vor allen Dingen, gar genau unterrichtete.

Nachdem nun dieser Ritter Alles genau betrachtet, erlangte er von dem Großmeister Erlaubniß, nach Haus zu ziehen, als hätte er in seinen eigenen Geschäften daselbst Etwas zu bestellen. Alsobald läßet er sich in Gasconien einen Drachen von Papier, mit Werk ausgestopfet, verfertigen, der sich drehen und beugen ließ, wie der rechte Drache, dem er auch in den Farben und allen anderen Stücken vollkommen gleichte. Er kaufte sich ein muthiges Pferd, das des Streites gewohnet; wie nicht weniger zween große herzhafte Englische Hunde. Seine Diener mußten darauf in den gemachten Drachen kriechen, und denselben nach seiner Anweisung regieren, daß er nemlich bald seinen ungeheuren Rachen aufsperrte, bald den

langen Schwanz hin und her schwengelte, bald mit den Flügeln schlug, und in Summa alle Bewegungen eines leibhaftigen Drachens vorstellte. Inzwischen sprengte Deodatus diesem gemachten Drachen, mit seinen muthigen Roße und eifrigen Hunden zum Öftern an, und nachdem er sein Pferd wie auch die Hunde, in diesem Spiegelfechten über eine halbes Jahr genugsam geübet, daß man sie, wann sie ihren Feind nur erblickten, mit dem Zügel und Leitriemen kaum vom Streit zurückhalten kunnte; da kehrete er endlich wieder nach Rhodus, und nahm sein Pferd und abgerichtete Hunde mit sich.

Hieselbst war er kaum angelanget, als er sich schon vor brennender Begierde, den rechten Drachen vor sich zu sehen, und mit demselben den Kampf anzutreten, nicht zu behalten wußte. Legte demnach einen guten Harnisch an, erwählte eine starke Lanze, und gürtete ein tüchtiges Schwert an seine Seite; eilte also bewaffnet nach Sankt Stephans-Kirche ohnweit der Drachenhöhle, und nachdem er an diesem heiligen Orte zuvorderst seine Andacht verrichtet, und dem Allmächtigen sein wichtiges Vorhaben herzlichst anempfohlen, geht er mit seinem Pferde und beiden Hunden, nach dem ungeheuren Drachenloch hin.

Doch unterrichtet er vorhero seine Diener, wie sie sich inzwischen zu verhalten haben; daß sie sich auf einen nahgelegenen hohen Felsen begeben, und den Kampf ansehen sollten; würde nun der Drache mit dem Leben einbüßen, und Deodatus lebendig davon kom-

men, so sollten sie ihm, dafern er, (welches vermuthlich), von dem ausgespienem Gift des Drachens in eine Ohnmacht verfallen würde, mit ihren bey sich habenden kräftigen Arzneyen und Gegengiften, augenblicklich beispringen und laben; würde er aber unterliegen, und mit dem Leben bezahlen, so sollten sie sich nur von Stunde an, durch die Flucht salviren.

Nach diesem gegebenem Unterricht, begab sich dieser unverzagte Held, mit einer unglaublichen Tapfermüthigkeit nach der Höhle des Drachen, und als sich anfangs Nichts rühren wollte, machte er ein lautbares Geräusch, seinen Feind gleichsam dadurch zum Kampfe aufzufordern, der dann seine schleunige Ankunft, durch das gräßliche Rasseln und Prasseln der stahlharten Schuppen und schwingenden Flügel, alsobald anmeldete. Also begab sich Deodatus von Stunde an zur Höhle heraus auf einen ebenen Platz, den er ihm zum Kampf auserlesen hatte. Sobald der Drache das Pferd und den Ritter erblicket, eilet er halb fliegend, halb laufend, herzu: in Hoffnung, eine gute Beute, seiner Gewohnheit nach, anitzo zu erhäschen.

Das muthige Pferd aber, und die beissigen Hunde, als welchen dieses Ungeheuer gleichsam durch langen Umgang bekannt war, fallen den Drachen unverzagt an, wo sie ihm nur beikommen kunten. Der Ritter inzwischen wollte seinen Helfern an Tapfermüthigkeit nicht das geringste nachgeben, schosse seine Lanze aus allen Kräften auf des Drachens geharnisch-

ten Rücken mit solcher Heftigkeit, daß dieselbe in kleine Stücke zersprunge, und der Ritter schon eines von seinem besten Gewehr beraubt ward. Unterdessen ergriffen die Hunde den Drachen am unteren Leibe, und zerrten an ihm dergestalt, daß er sich vor Schmerz nicht zu behalten wußte, wodurch Deodatus Zeit bekam, eine andere Resolution zu fassen. Er stieg behend vom Pferd, trat mit seinem Schild und entblößten Schwerte zu Fuß hinzu, und ließ sich nicht abschrecken, daß sich der Drache alsobald auf seine Hinterfüße in die Höhe richtete, mit dem einen Vorderfuß nach des Ritters Schilde und mit dem andern nach ihm selber griff um beides, vermittelst seiner abscheulichen Klauen, in Stücke zu zerbrechen.

Der Ritter aber bemerkte wo des Drachen Hals am weichesten war; daselbst brachte er ihm mit seinem Schwert eine solche Wunde an, daß ein ganzer Strom Bluts daraus zu springen begunnte. Das Ungeheuer ward durch die großen Schmerzen zu solchen rasenden Grimm gebracht, daß es, ohngeachtet aller Gefahr, zu dem Ritter immer näher eindrunge: je näher es aber kann, je tiefer stieß ihm dieser das Schwert in den Hals; da er dann endlich durch oftmaliges Hin- und Herziehen desselben, dem Drachen den ganzen Hals öffnete, der dann nicht lange mehr Stand zu halten vermochte, sondern endlich kraftlos und todt darniedersank; doch also, daß er oben auf den Ritter, der sich fast aus dem Odem gearbeitet, auch eine große Menge von dem giftigen Dampf, der aus der

Wunde kam, an ſich gezogen hatte, und dadurch ganz ohnempfindlich worden war, mit ſeinen ſchweren Leibe zu liegen kam.

Alſobald erinnerten ſich die auf dem Felſen zuſchauenden Diener des Befehls ihres Herrn, ſprungen ungeſäumt herunter, und zogen denſelben halb todt unter dem abſcheulichen Drachen hervor: weil ſie auch noch einige Zeichen von Leben an ihm ſpüreten, holten ſie geſchwinde aus dem vorbeifließenden Bächlein die Blechkappen voll friſchen Waſſers, und begoßen des Deodati ganzen Leib damit, der hernach durch gute Herzſtärkung ſich wieder erholete, bis er endlich, da er völlig wieder zurecht kommen, ſich als ein ſieghafter Held, ſammt ſeinen Leuten, Pferde und Hunden, nach der Stadt Rhodus verfügte, und dem Großmeiſter ein Ebentheuer erzählte.

Der Großmeiſter aber berufet als bald die ganze Verſammlung der Ritterſchaft; ſchalt den Deodatum öffentlich aus, weil er nicht allein ſich ſo freventlicher Weiſe in Lebensgefahr geſetzet, ſondern auch des Großmeiſters ſcharfes Gebot unbeſonnener Weiſe übertreten hätte, zog ihm auch das Ordenskleid ab, und ließ ihn, Andern zum Exempel in ein böſes Gefängniß werfen.

Inzwiſchen ward es in der ganzen Inſel landkundig, daß Deodatus einen ſo tapfern Entſchluß gefaſſet, mit dem Drachen gekämpft, denſelben als ein ſieghafter Held erleget, und das ganze Land von einer überaus großen Plage befreiet hätte, wodurch

Jedermann dieſem unüberwindlichen Helden ein ewiges Lob ſprach, und wußten allerdings die kleinen Kinder von Deodati rühmlichen Kampf und erſprießlichen Siege zu ſingen und zu ſagen. Hierdurch ward endlich der Großmeiſter wieder beſänftigt, daß er Deodatum auf freien Fuß, und wieder in ſeinen Orden ſtellet, ja zu höheren Ehrenämtern erhube, in welchen er ſich dergeſtalt verhielte, daß ihm die ganze Ritterſchaft, vier Jahr hernach, als der Großmeiſter dieſe Welt geſegnete, wegen ſeines großen Verſtandes und ſeiner wohlbekannten Tapferkeit, einmuthiglich die Großmeiſterſchaft, zu ſeinem ewigen Ruhm, auftrug.

Hieronimus Megißerus zeiget zwo rühmliche Inſchriften, ſo man dieſem Ritter hernach zu Ehren aufgerichtet. Die eine lautet alſo:

Deodatus de Gozone Tue-Serpent (Extinctor draconis) Magister de Provincia III. dracone extincto, antequam magistraret.

Die andere iſt alſo zu leſen:

F. Deodatus de Gozone. Hic anguem immensa molis, orbibus terribilem, miseros Rhodi incolus devorantem, strenue peremit; deinceps Magister creatus est anno domini 1349.

Die allegorische Deutung der Farben im Anzuge und Putze der Damen in den Ritterzeiten.

In jenen Zeiten, in welchen die feinste Galanterie sich mit dem höchsten Muthe vereinigte, in welchen die sanfte Stimme der Minne mit dem rauhen Tone der Ritterfehde abwechselte, in welchem Blicke und Schwerter gleich entscheidend sprachen, waren auch selbst die Farben nicht stumm. Die Regeln der damahligen Galanterie gaben dem Wehrgehenke, der Schärpe, dem Helmbusche des Ritters, so gut als den Schleifen, Federn und ganzem Anzuge der Damen eine unverkenntlich bedeutungsvolle Sprache; und Anordnung und Zusammensetzung der Farben in den Kleidungsstücken und Putze, waren damals öffentliche Dollmetscher geheimer Gedanken und Empfindungen.

Man stelle sich einen Ritter vor, der auf der Stechbahn erschien, eine Lanze zu Liebe und Ehren seiner Dame zu brechen. Er kam dahin, und seine

Schärpe, Binde, die Decken seines Roßes, die Wahl seiner Federn auf dem Helme, sagten: ich liebe, und liebe hoffnungsvolle Sprache der Lieberei des Ritters. Ihr selbst galt es.

Der Gedanke: ich bin es, um die er leidet! Mir zu Liebe und Ehre bricht der trauernde Ritter seine Lanze! Seine Leidenschaft nagt an der Blüthe seines Lebens! Er verzehrt sich im stillen Gram um Deinetwillen! Du bist die Grausame, die ihm den Untergang droht! u. s. w. — brachte oft schnell einen andern Entschluß in ihrer Seele hervor, und den folgenden Tag sagte ihm ihr Anzug: ich will gnädiger gegen dich seyn! — Der Ritter verstand es mit Entzücken, und die Andern wußten nicht, wem es galt.

So sprachen sich die Liebenden, für die es keine Gelegenheit gab, sich ohne Zeugen zu unterreden, durch diese Farbensprache; sie ließen ihren Anzug das sagen, was sie ihren Lippen nicht anvertrauen konnten. Convenienz, Zwang und tausend Hindernisse fanden ihre Vernichtung in einigen ausgesteckten Federn, in zwey Schleifen, wovon die eine rechts die andere links angesteckt, dem Geliebten sagte, was er wissen sollte, und die, indem schnell ihre Plätze vertauscht wurden, für das Auge des Dritten, Zeichen von ganz entgegengesetzter Deutung waren.

In Deutschland wollte diese galante Wissenschaft nie recht gedeihen, indeß sie in Italien blühte, und in Spanien durch die Erfindsamkeit zärtlicher Maurinnen, in Farben-Gattung und Blumen-Parung

den höchsten Gipfel erreichte. *) Die galanten Franzosen brachten sie in ein System und schrieben sogar Bücher darüber.

Diese sind der Leitfaden bei dem, was wir der ganzen Damenwelt über diese Materien sagen werden. Wir sind fest überzeugt, daß, mit einigen Abänderungen, vielleicht die ganze galante Farbensprache der Vorwelt durch ihren Zauberstab wieder aufleben kann. Nehmen Sie sich, meine schönen Damen, der Sache ernstlich an, bedenken Sie, welche Vortheile für die Welt daraus fließen können. Geben Sie diesen längst verstummten Rednern ihre holde Sprache wieder; machen Sie uns so glücklich, uns auch durch Ihren geschmack- und bedeutungsvoll gewählten Anzug zu sagen, was wir so gern von Ihren schönen Lippen hören, in Ihren reizenden Blicken lesen; und schenken Sie Schleifen, Federn, Band, Blumen und Flor, Schärpen und Kleidern ihre verlornen Rechte wieder.

---

*) Höchst wahrscheinlich waren es die Mauren, welche, als Araber diese jetzt noch in der Türkei, und fast in ganz Asien gewöhnliche geheime Bilder- und Zeichensprache durch Farben und Blumen, die sonderlich in den Harems gewöhnlich ist, mit dem Geiste der Ritterschaft aus dem Orient nach Spanien brachten, von da sie sich weiter ausbreitete. Diese Hieroglyphen heißen jetzt bei den Türken Maneh's oder Selam's.

Weiß.

Sehen Sie diese Dame! In ihrem Anzuge mischen sich, wie in ihrem Angesichte, Rosen mit Lilien; Rosenroth, Weiß und Blau sind die besondern der Liebe geweihten Farben. Die Mischung also:

Weiß und Roth in dem Anzuge dieser Dame, bedeutet: glückliche Liebe; bezeichnet den frohen Liebessinn der Dame, welche diese Kleidung gewählt hat.

Weiß und Blau, bedeutet: rathsame Artigkeit und Klugheit in der Liebe.

Weiß und Grau, — Hoffnung des Besitzes eines wünschenswerthen, wenn auch nur vermeinten Gutes; Keuschheit.

Weiß und Gelb, (oder Gold *) erhörte Liebe.

Weiß und Hochroth — kühne Liebe, Liebesmuth.

Weiß und Grün — Tugend und Liebe (platonische Liebe).

Weiß und Purpur — hohe Gunst und Freundschaft.

Weiß und Schwarz — Hoffnung besserer Zeiten, schönerer Augenblicke; in traurigen Epochen, Hoffnung des Wiedersehens, bey getrennten Liebenden; Hoffnung der Rückkehr des geliebten aber ungetreuen

*) In den Liebereien wird, wie in der Heraldik, immer unter Weiß, eben so gut Silber, als unter Gelb, Gold verstanden, und eines gilt für das andere; also in den allegorischen Damenkleidern.

Gegenstandes, ungebrochner Treue und nicht verlöschter Liebe.

Weiß und Kastanienbraun — Vergnügung und Zufriedenheit mit dem, wie es ist; Genügsamkeit; keine unbilligen Forderungen in der Liebe; Neigung die gerade zu dem Ehestande führt, ohne eben Liebe zu seyn.

Weiß und Violet, — Billigkeit in der Liebe.

Weiß, gepaart mit der Farbe, von welcher die Haare des Herrn oder der Damen sind, die sie tragen — gerechte Veränderung; billiger Wechsel.

Wir kommen nun zu der gelben Farbe:

Gelb.

Bedeutet in der Liebe und Liebesangelegenheiten überhaupt, Erhörung und guten Fortgang.

Gelb und Blau deutet auf Freuden.

Gelb und Grau, — mit Mühe erlangte, mit großer Sorgsamkeit erhaltene Liebe.

Gelb und Schwarz — kluge, beständige und vergnügte Liebe.

Die Damen und Ritter, welche die blaß-lichtgelbe Farbe zu ihren Liebereien, Bändern, Schärpen u. s. w. wählten, bezeichneten damit eine Veränderung, es mochte nun Liebesangelegenheiten, oder andere Geschäfte betreffen. Auch wurde eine Art von Spott, von Satyre damit angezeigt, wenn man Schleifen oder Bänder von dieser Farbe Einem zuschickte. Hier ist ein Beispiel aus der Geschichte.

Ein Graf de la Tour warb um die Liebe der schönen, jungen Gräfinn von Bretagne, und war so glücklich, endlich Gehör zu finden. — Sie war die erklärte Dame seines Herzens, er trug ihre Farbe in Turnieren und Stechen, und schon sprach man von ihrer ehelichen Verbindung, als eine verwittibte Marquise von Crequi, die nichts weniger als jung, reizend oder schön war, den Grafen, der Himmel weiß wie! fesselte, und ihren Liebhaber triumphirend zu den Altar führte. Diese begangene Liebes-Felonie des Grafen brachte, wie man leicht denken kann, seine erste Geliebte nicht wenig auf. Sie sendete ihm daher an seinem Hochzeittage ein lichtgelbes Band, welches ihm sagte: „Du hast die Schöne verlassen, um die Häßliche zu wählen, das bringt uns keinen sonderlichen Begriff von deinem guten Geschmacke bei.“

Die Hochzeitgäste erzählten den Spaß weiter; die Rache der Gräfinn war entschieden; der Graf wurde das Gespött der Damenzirkel, die Ritter lachten ihn aus, er verließ den Hof, und vergrub sich mit seinem Schatze in sein altes Schloß in der Provinz.

Die schöne Gräfinn bekam gar bald einen neuen Liebhaber, und der Graf zog aus Ärger und Verdruß über den Spott und seine Wahl, in das heilige Land, woher er nicht wieder zurück kam.

Ehe wir fortfahren, Ihnen die allegorische Deutung der noch rückständigen allegorischen Farben anzugeben, erlauben Sie, aus einer Geschichte der Vorzeit ein Exempel deutscher Rittergalanterie zu er-

zählen, damit wir die altdeutsche Ritterſitte, der vielleicht im Vorhergehenden zu allgemein und unbedingt die Galanterie abgesprochen wurde, bei Ihnen wieder in beſſern Geruch ſetzen. Hier iſt der Beleg für das Gegentheil:

Im Jahre 1568 war ein Turnier zu München, ein ſogenanntes Luſtſtechen; denn nach dem fünfzehnzen Jahrhunderte, und nach Erfindung des Schießpulvers, war es ſo ziemlich mit den wahren Turnieren vorbei. Dieſem wohnte einer vom Adel, Kaſpar Nothhaft genannt, bei.

Da nun wie bekannt, nebſt der Wappenſchau, auch mit dieſen Ritterſpielen die ſchönſte Frauenſchau verknüpft war, ſo wurde unſer Kaſpar gar bald ein tüchtliches Fräulein von Börſchen gewahr, der ſein Herz und ſeine Liebe zueilten. Zu Lieb und Ehren dieſer Dame ließ er ſich nun eine, genaue, wie die Dame ſeines Herzens gekleidete, Puppe machen und auf den Helm ſetzen. Er war ſo glücklich den erſten Dank des Turniers zu erhalten, und führte von nun an eine ſolche Puppe als Helm-Kleinod fort. Seine Familie behielt dieß Oberwappen bei. Weil nun in den damahligen reimreichen Zeiten alle Notabilia in Denkreime gebracht wurden, ſo wurde dieſe Begebenheit und Geſchichte der Helm-Kleids-Veränderung in folgenden Verſen verewigt:

Kaſpar Nothhaft bin ich genannt,
Alſo probiert ich meinen Stand;

Auf meinem Helm fuhr ich die Zart, *)
Durch deren Lieb ich siegreich ward.

Sie sehen daraus, daß auch schon im fünfzehnten Jahrhunderte unsere deutschen biedern Ahnen, eine Dame zur Schutzheiligen wählten, in deren Nahmen und durch deren Beystand und Liebe sie Thaten verrichteten. — Nun zu unsern Farbendeutungen zurück! — Auf Gelb folgte:

Roth.

Diese Farbe hatte das Glück besonders in Werth und Ehren zu stehen, und man hatte sogar den Wahn, wer sie trage, habe Glück. Die Mischung:

Roth und Grün, bedeutet: jugendliche Kühnheit. Dieß war die Farbe der Decken und Federn vieler junger Ritter, wenn sie ihre erste Ritterfahrt antraten und auf Abentheuer auszogen. Es war etwas Stolz dabei, sich dieser gepaarten Farben in Kleidern und Schärpen zu bedienen.

Roth und Blau — Wißbegierde; auch Neugierde, besonders in Herzensangelegenheiten.

Roth und Gelb, — Verlangen, Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstande; auch schmachtende Liebe.

Roth und Grau — Begierde nach hohen und erhabenen Empfindungen und Besitzungen.

Roth und Schwarz — Weltüberdruß; Rache.

Roth und Kastanienbraun — Verlust aller

*) D. i. die zarte, liebliche Jungfer.

Kraft, und aller Hoffnungen. In der Liebe, völlige Resignation.

Roth und Purpur — vollkommene Stärke und Macht.

Roth und Violet — brennende, heftige Liebe.

Man rechnet hierher noch die Fleisch- oder Leibfarbe, und diese gab die Deutung auf jungfräuliche Keuschheit. Auch kleideten sich Damen in dieselbe, die sich dem Klosterleben widmen, und den Weltfreuden entsagen wollten.

Grün.

Die Mutter Erde, sagt der Franzose, hat diese Farbe von so verschiedener Mischung, von so angenehmem Eindruck, von so mancher Kraft und Tugend, daß es kein Wunder ist, wenn man dieselbe, so wie allenthalben auch gern an Kleidern sah. Einfach, und ohne Paarung mit einer andern Farbe getragen, bedeutete sie besonders, Hoffnung, Freude, und Freygebigkeit.

Grün und Blau — scheinbare Fröhlichkeit; ungewisse Hoffnung.

Grün und Violet — Liebesfreude; liebevolle Zufriedenheit.

Grün und Leibfarbe — Hoffnung in keuscher Liebe; Freuden und Ehre.

Grün und Kastanienbraun — in Traurigkeit verkehrte Freude.

Grün und Grau — entflohene Jugend, und Liebesqual.

Grün und Schwarz — sanfte stille Fröhlichkeit.

Grün und Weiß — frohe, noch durch Liebe ungetrübte Jugend.

Blau.

Die schöne Farbe des reinen Äthers, war, als einfache Farbe, den Deutungen der Schönheit, Geselligkeit, Freundschaft eigen, und unter den Fehlern, bezeichnete sie eifersüchtige Liebe; Mißgunst.

Blau und Grau — Unglück; Verlust des Vermögens, seiner Güter.

Blau und Violet — Klugheit, List und Vorsicht in der Liebe.

Blau und Leibfarbe — angenehme Gegenwart; Bescheidenheit in der Liebe; Sittsamkeit.

Blau und Weiß — Fröhlichkeit, Liebesklugheit.

Blau und Isabellenfarbe — beständige Liebe.

Isabelle von Flandern (erzählt ein französischer Ritter- und Liebesroman aus der Vorzeit) sah den jungen Ritter Hugo von Arles lieber, als ihren sechzigjährigen Eheherrn, der so unklug gewesen war, dieser neunzehnjährigen Schönheit seine Hand vor dem Altare zu reichen. Ihre Lieblingsfarbe war die Farbe ihres Namens, zu welcher sie gewöhnlich Grün trug. Als sie aber mit dem Ritter Hugo bekannt wurde, und die Liebesunterhaltungen ihren Anfang nahmen, erschien sie einst bey einer Festlichkeit mit blau und isabellenfarben Bändern, Federn und Faveuren. Diese sollten dem geliebten Hugo eine beständige Liebe zusichern. Aber dem Herrn Gemahl, der in dieser Sym-

bolik auch gelehrt war, fiel dieſe auf; und er argwöhnte, forſchte nach, und entdeckte endlich den geheimen Liebesbund. Weil nun die damahligen Ehemänner in dieſem Puncte wenig Scherz verſtanden, ſo ließ er ſeine Gemahlinn und den Ritter beim Kopfe nehmen, in einen Thurm werfen, und Gericht über ſie hegen. Es fand ſich aber, nach damahliger Sitte, ein Ritter, Hugo's Waffenbruder, der die Vertheidigung beider Gefangenen mit Lanze und Schwert im rechtlichen Kampf zu beſtehen ſich erboth. Solch ein ritterliches Erbiethen konnte damahls nicht abgewieſen werden, und der beleidigte Eheherr ſtellte gleichfalls für ſich einen Ritter, der aber überwunden wurde. Hugo erhielt die Freiheit, und Iſabelle mußte im Kloſter ihre Lieblingstracht ablegen.

Purpurroth wurde ſeltener gepaart und faſt gar nicht allein getragen. Es bedeutete Glück und vernünftige Liebe.

Violet.

Violet und Grün — billige und beſtändige Liebe.

Violet und Kaſtanienbraun — wankelmüthige Liebe.

Solche Schleifen bekamen die Damen zuweilen von ihren Liebhabern, und dabey gings ſelten ohne Spott und ohne Blutvergießen bei den Nebenbuhlern ab.

Schwarz.

Wurde die Farbe allein getragen, war ſie ein Zeichen der Traurigkeit, des Wittwenlebens, aber

auch, der Weisheit und Klugheit, der Zuversicht und Beständigkeit.

Schwarz und Grau — Hoffnung einer Änderung und bessern Zukunft.

Schwarz und Blau — listige Einfalt; Verstellung.

Schwarz und Leibfarbe — Beständigkeit in der Liebe.

Schwarz und Gelb — begnügte Liebe, durch die Liebe verscheuter Gram.

Schwarz und Kastanienbraun — hoher Schmerz und Gram, Traurigkeit, die an Verzweiflung grenzt.

Schwarz und Grün — sanfte Traurigkeit, die der Hoffnung einer bessern Zukunft weicht.

Schwarz und Roth — Begierde sich zu rächen.

Dieß ist es, meine Damen! was wir Ihnen ganz kurz über die Deutung der Farben an Faveuren, Bändern, Federn, Schärpen, u. a. m. in der romantischen Ritterzeit sagen konnten. — Haben Sie nun die Gefälligkeit, diesen alten Deutungen einen modernen Werth und neues Leben zu geben; und da wir nicht mehr in den Zeiten des Faustrechts, der Ritterfehden und Turniere leben, so wählen Sie Bälle, Maskeraden, oder Theater zu Örtern geliebter Farbendeutung Ihrer Federn, Schleifen oder Schärpen, und Sie werden die Wirkung mit Verwunderung sehen.

Die Damen lieben, wie man sagt, mehr die Erklärungen als das Schweigen. Seyen Sie also

nicht ungerecht gegen dieſe vortrefflichen Redner, die Farben; geben Sie denſelben, bitten wir nochmahls, die ſchon ſo lange verlorne Sprache wieder, und erlauben Sie, Ihnen künftig auch etwas über die Sprache der Blumen, Pflanzen, Blätter, Kräuter und Mineralien zu ſagen, die, wenn man eben nicht öffentlich ſprechen will, oder kann, auch ihre entſchiedenen Verdienſte hat.

Erfindung und Gebrauch der Kutschen.

Wenn man unter diesem Namen einen jeden bedeckten Wagen, worin man mit einiger Bequemlichkeit fahren kann, verstehen will, so ist wohl das Alterthum eines solchen Fuhrwerks nicht in Zweifel zu ziehen. Die Arcena, deren schon in den zwölf Tafeln gedacht ist, war ein bedeckter Wagen, dessen sich kranke und schwache Personen zu bedienen pflegten. Sie scheint eher als die Sänfte, lectica, im Gebrauche gewesen, und durch diese hernach daraus verdrängt zu seyn. Eine spätere Erfindung ist Carpentum, wovon man auf einigen Münzen Abbildungen findet, die eine zweiräderige Karre mit einer gewölbten Bedeckung vorstellen, die zuweilen mit kostbaren Zeugen behangen gewesen seyn mag. Noch später sind die carrucae aufgekommen, deren Nahmen man zuerst beim Plinius liest; aber man kennet sie so wenig, daß die Antiquare ungewiß sind, ob sie, wie unsere Schiebkarren, nur ein Rad, oder wie es doch wahrscheinlicher ist, vier Räder gehabt haben. Sie

viel weiß man, daß sie ein vornehmes Fuhrwerk gewesen sind, welches oft mit Gold und Edelsteinen verherrlicht worden, und daß die Römer eine Ehre darin gesucht haben, in vorzüglich hohen carrucis zu fahren. Im Theodosischen Gesetzbuche ist den ersten Staatsbedienten der Gebrauch der Carrucarum nicht nur erlaubt, sondern zur Bezeichnung ihrer Würde, befohlen worden.

Nachher scheinen die bedeckten Wagen immer mehr und mehr Gegenstände der römischen Pracht geworden zu seyn; aber die Denkungsart des Lehensystems hat in späteren Jahrhunderten den Gebrauch derselben auf einige Zeit zurückgetrieben. Den Lehnsherren war zu sehr daran gelegen, daß ihre Vasallen zu allen Zeiten gleich zu Pferde dienen konnten, als daß sie das Fahren in prächtigen Wagen hätten begünstigen sollen. Sie sahen voraus, daß der Adel sich dadurch des Reitens entwöhnen, und zum Dienste unfähiger und ungeschickter machen würde. Herren und Diener, Frauen und Männer, Weltliche und Geistliche ritten auf Pferden oder Mauleseln, und Frauen und Mönche noch bequemer auf Eselinnen. Der Minister ritt nach Hof, und sein Pferd ging allein, ohne Führer, zu seinem Stalle zurück, bis es ein Bedienter wieder nach Hofe brachte, um den Herrn abzuhohlen. Auf gleiche Weise eilten die Rathsherren der Reichsstädte noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu Rathe, so daß noch im Jahr 1502 zu Frankfurt bei der Römerthür ein Vortheil zum

Aufsitzen, das ist, eine kleine Stiege aufgemauert ward. Die Mitglieder des Raths, welche als Gesandten zu Reichstagen und anderen Gelegenheiten verschickt wurden, hießen deßwegen Rittmeister, und aus diesen Zeiten ist noch die Benennung der reitenden Diener in manchen Reichsstädten übriggeblieben.

Die Einzüge und Aufzüge großer Herren geschehen niemahls in Wagen, sondern zu Pferde, und selbst im päpstlichen Ceremoniel, ist keiner Leibkutsche und keines Leibkutschers, wohl aber des Leibpferdes und Leibmauleselś gedacht. Jenes sollte ein Schimmel und zwar ein Schimmel ohne Muthwillen, ein stiller gutwilliger Gaul seyn; man sollte dem Papst eine Stiege oder Schemel mit drei Stufen herbeitragen, um auf den Schimmel kommen zu können; u. s. w.

Bischöfe sollten auf einem Palmpferde oder Palmesel ihren Einzug halten. Bey der Kaiserkrönung war den Churfürsten und Reichsämtern vorgeschrieben, den Einzug zu Pferde zu halten, und ihre Reichshofdienste zu Pferde zu verrichten.

Die Belehnungen mußten ehemahls nothwendig zu Pferde geschehen; der Vasall auf seinem Ritterpferde mußte mit zwei Mitständen nach dem Lehnhofe reiten, daselbst absteigen, und dann die Lehen empfangen. Als im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bedeckte Wagen bekannter wurden, bedienten sich ihrer nur die vornehmen Frauen; aber Männer hielten es sich für unanständig zu fahren. Wenn

damahls die Churfürsten, und Fürsten die Reichstäge nicht selbst besuchen wollten, so entschuldigten sie sich dadurch bey dem Kaiser, daß ihre Gesundheit ihnen das Reiten nicht erlaube; und man nahm es für ausgemacht an, daß es sich für sie nicht schicke, wie Frauenzimmer zu fahren. Was also nach damahliger Denkungsart nicht den Fürsten erlaubt war, das war noch vielweniger ihren Dienern erlaubt. Als Graf Wolf von Barby vom Churfürsten Johann Friedrich zu Sachsen zur Reise nach Speyer, zu dem daselbst angesetzten Reichsconvent im Jahre 1544 gefordert ward, bath dieser um Erlaubniß, sich wegen seiner Unpäßlichkeit, eines behangenen Wagens mit vier Pferden bedienen zu dürfen. Als zu des Churfürsten Halbbruders, Herzogs Johann Ernst Beylager, die Grafen und der Adel entbothen wurden, geschah es mit der Erinnerung, was sie von Ehrenkleidern mitzunehmen Willens wären, würden sie auf einemä Wägelein wohl mitführen zu lassen wissen. Wären sie in Kutschen erwartet worden, so wäre diese Erinnerung überflüssig gewesen. Sogar dem Frauenzimmer war der Gebrauch bedeckter Wagen lange Zeit erschwert. Im Jahre 1545 erhielt die Gemahlinn eines gewissen Herzogs von ihm nur mit Mühe Erlaubniß, zu ihrer Reise ins Bad, wobei doch sonst viele Pracht verschwendet ward, einen bedeckten Wagen zu nehmen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihre Begleiterinnen sich dergleichen enthalten sollten. Inzwischen ist gewiß, daß Kaiser, Könige und Fürsten

am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angefangen haben, sich auf Reisen und hernach auch bei Feierlichkeiten der bedeckten Wagen zu bedienen. Wir wollen die ältesten Beweise, die bekannt sind, erzählen.

Im Jahre 1474 kam Kaiser Friedrich III. nach Frankfurt in einem behangenen Wagen, und weil er wegen des feuchten Wetters im Wagen blieb, so bedurften die Frankfurter nicht das Tuch über ihn zu tragen, als allein von dem Pfarreysen bis in Pfarre, und wieder bis in den Wagen. Auch im folgenden Jahre kam der Kaiser in einem sehr stattlichen hangenden (soll wohl heißen behangenen) Wagen nach Frankfurt. In der Beschreibung des vom Churfürst Joachim zu Brandenburg 1509 in Ruppin gehaltenen prächtigen Turniers, liest man schon von der Churfürstinn ganz vergoldeten Wagen, und 12 anderen mit Carmoisin beschlagenen Kutschen, ferner von der mit rothem Sammet belegten Kutsche der Herzoginn von Meklenburg. Bey der Krönung des Kaisers Maximilian im Jahre 1562 hatte der Churfürst von Cöln 14 Kutschenwägen. Als der Markgraf Johann Sigismund im Jahre 1594 zu Warschau die Huldigung wegen Preußen leistete, hatte er in seinem Gefolge 36 Kutschen mit sechs Pferden. Graf Khevenhiller sagt von Kaiser Ferdinands II. Vermählung mit einer Bayerischen Prinzessinn: Die Braut fuhr mit ihren Frauen Schwestern in einem ansehnlichen mit Gold gestickten, und ihr adeliches in schwarzsammeten, und

die übrigen Frauenzimmer in sauberten ledernen Wägen ein. Eben dieser meldet von dem Einzuge des Cardinals von Dietrichstein zu Wien im Jahre 1611, daß ihm vierzig Kutschwägen entgegen fuhren. Bei der Wahl des Kaisers Matthias hatte der Brandenburgische Gesandter Kutschen. Als dieses Kaisers Gemahlinn im Jahre 1611 ihren Einzug zur Vermählung hielt, fuhr sie in einem mit wohlriechendem Leder überzogenen Wagen. Die Infantinn von Spanien, Maria, Gemahlinn des nachmahligen Kaisers Ferdinand des III., fuhr im Jahr 1631 in Kärnthen in einem gläsernen Wagen, darin nicht mehr als zwei Personen sitzen konnten. Der Brautwagen der ersten Gemahlinn, einer spanischen Prinzessinn, kostete, nebst dem Pferdegeschirre, 38,000 Gulden. Die Kutsche, deren sich der Kaiser Leopold bediente, hat Rink, Seite 98 so beschrieben: „In den kaiserlichen Kutschen war kein großer Pracht zu sehen, sie waren über und über mit rothen Juchten und schwarzen Zwecken beschlagen. Die Geschirre waren schwarz, und an dem ganzen Werke kein Gold. Die Scheiben waren Crystallinnen kaiserlichen Wagen genannt. Wann es ein Festtag, war das Pferdegeschirr mit rothen seidenen Franzen besetzt. Die kaiserlichen Kutschen hatten hierin auch etwas besonders, daß die Zustränge vom Leder waren; dahingegen alle Kutschen, worin in der kaiserlichen Suite die Hofdames fuhren, nur mit Stricken vorlieb nehmen mußten." An dem prächtigen Hofe Herzogs Ernst August zu Hannover,

waren schon im Jahre 1681 fünfzig vergoldete Carossen mit sechs Pferden. So früh hat also Hannover angefangen, ähnliche Städte in der Zahl der Kutschen zu übertreffen! Das erste Mahl, daß bei einer Reichsfeierlichkeit die Gesandten in Kutschen erschienen sind, soll bei der zu Erfurt im Jahre 1613 wegen der Jülichschen Sache gehaltenen kaiserlichen Commission gewesen seyn.

Anfänglich glaubten die Landesherren den Gebrauch der Kutschen durch Verbothe aufhalten zu können. Im Churmarkischen Archive soll noch ein Edikt vorhanden seyn, in welchem dem Lehenadel und den Vasallen die Kutschen sogar bey Strafe der Felonie verbothen worden. Im Jahre 1588 untersagte Herzog Julius zu Braunschweig den adelichen Vasallen das Kutschenfahren. — Auch Herzog Philipp II. von Pommern Stettin erinnerte im Jahre 1608 seine Vasallen, daß sie sich nicht so sehr der Wagen als der Ritterschaft bedienen sollten*). Alle diese Warnungen haben nichts geholfen; die Kutschen sind in ganz Deutschland gemein geworden.

---

*) Auch in Ungarn suchte man den Gebrauch der Kutsche durch ein Landesgesetz im Jahre 1523 Einhalt zu thun; die Worte sind. Et quod Nobiles unius Sessionis per singula capita pariter insurgere et advenire teneantur, et non in kotsi, prout plerique solent, sed exercitantium more vel equites, vel pedites, ut pugnare possint, venire sint obligati.

Vermuthlich wird man noch Abbildungen alter deutscher Wägen, woraus man ihre Bauart errathen kann, finden. Weil uns aber keine bekannt, so mögen die Leser mit einer geziemten Beschreibung eines fürstlichen Brautwagens vom Jahre 1568 vorlieb nehmen. Sie steht in: „Ordentliche Beschreibung der fürstlichen Hochzeit, die da gehalten ist worden, durch den durchlauchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelm Pfalzgrafen beym Rheyn, — mit dem hochgebornen Fräulein Renatta, geborne Herzoginn aus Luttrigen, den 21sten Tag Februari des 1568sten Jahrs, in der fürstlichen Stadt München, und an die kaiserliche Majestät geschrieben; — — in teutscher Carmina gestellt durch Hainrichen Wirre, teutscher Poet und obrister Prütschenmaister in Österreich." — Gedruckt zu Augsburg durch Philipp Ulhart. 56 Blätter in Folio (1568).

Mit dem Fürsten so tugendreich
Ain Wagen hab gesehen ich.
Ich kan nicht unterwegen lan,
Sein Schön und Zier zu zaigen an.
Die Meister die ihn haben gemacht,
Seind lobens werdt hab ich gedacht.
Dann Sy ir Kunst schön dran probiert,
Und in mit ihrer Arbait ziert.
Der Wagner hat nichts übersehen,
Der Bildschnitzer muß sich jehen.
Der Schmid hat auch sein Bests gethan,
Den Maler ich ungloht ins lon.

Den Rimer, Goldschmid und Schneyder,
Und auch andere Handwerker mehr.
Die da in Arbeit Hond verbracht,
Daß dieser Wagen ist worden gemacht.
Nun zaig ich an zu dieser Frist,
Wie lustig er gezieret ist.
Vier Löwen waren übergüldt,
Je Tatzen yeder hatt ein Schildt.
Die zwen die da standen herforn,
Das Bayrische Wappen außer korn.
Künstlich gemalet that ich finden,
Die Löwen die da stunden hinden.
In iren Schildten was geziert,
Ain Wappen wies Luttringen fiert.
Sy hetten mich gar noch erschreckt,
Mit ainem gulden Stuck war deckt.
Der Wagen ordentlich und fein;
Inwendig roten Carmasein.
Die Küssin mit rot Sammat gemacht,
Ich hab sy gnumen fleissig in acht.
Sechs schöner Geul die waren schön weiß,
So lustig ziert, daß ich sy preiß.
Von roten Sammat, Siln und Strick,
Es war ain Lust der es anblick.
Mit guldin Spangen beschlagen,
Auch guldin Franzen soll ich sagen.
Zwen Fürknecht waren gar schön gekleidet,
Ganz roten Sammat hond sie treit.
Ich will bey meinem Trewen sagen,
Daß ich kain solchen zierten Wagen.
Warlich alle meine Tag,
An keinem Ort nit gesehen hab.
Und bei vil Fürsten Hof auszogn.
Aber so lustig und geschmogn.

Hab ich warlich vor nit geſehen,
Ich thet ſelber zu mir jehen.
Was mag er auch geſtanden ſein,
Ich rede auf die Trewe mein.
— — — — — — —
Man hat in alſo ſchön geziert,
Hinaus der Braut entgegen gfiert.
Wie Ewr. kaiſerlich Majeſtet,
In hie wirt ſehen Cunterfet.

Die letzten Zeilen ſcheinen zu ſagen, daß der Pritſchenmeiſter ſeinen Reimen eine Zeichnung des Wagens beigefügt habe, die ſich aber unter den groben dazu gehörigen illuminirten Holzſchnitten nicht finden. Der Seite 36 abgebildete Wagen, worauf der Erzherzog Ferdinand ſeinen Einzug gehalten, iſt ein ganz offener Wagen mit niedrigen Vorrädern geweſen, auf deſſen Hintertheil in drei Reihen übereinander Spielleute geſeſſen haben. Das übrigens viele Kutſchen bei dieſer Feierlichkeit geweſen, verſichert der Reimer Seite 18.

Als der Verfaſſer in Bremen das Rathhaus beſah, fand er auf der ſogenannten Schloßkammer an der Wand eine Abbildung der Stadt, die Johann Landwehr 1661 mit Öhlfarben gemahlt hat. Unten linker Hand im Vorgrunde ſieht man einen viereckigen langen Wagen fahren, der nicht in Riemen zu hangen ſcheint, aber einen Himmel hat, der von vier Säulen getragen wird, woran keine Vorhänge ſind, ſo daß man alle Perſonen darin ſehen kann. An der Seite iſt ei-

ne niedrige Thüre, so wie unsere Jagdwagen zu haben pflegen. Vorne scheint ein niedriges Gesitz oder vielleicht ein Kasten zu seyn. Der Kutscher sitzt auf dem Pferde. Daß die Personen im Wagen die Bürgermeister sind, beweiset ihre Kleidung. Vor dem Wagen reiten zwei Herrendiener. Jetzt fahren die Herren Bürgermeister mit zwei Pferden, die Herrndiener gehen, und man sieht es nicht gern, daß Bürger in der Stadt mit vier Pferden fahren.

In der französischen Geschichte findet man viele Beweise, daß in Paris im vierzehnten, fünfzehnten, und sogar noch im sechzehnten Jahrhunderte die Könige gemeiniglich auf Pferden, die Hofbedienten auf Mauleseln, und die Prinzessinnen nebst dem vornehmsten Frauenzimmer bald auf Pferden, bald auf Eseln geritten haben. Nicht selten saß die vornehme Herrschaft hinter ihrem Stallmeister auf, auch war der Zelter oft von Bedienten geführt. Als König Karl VI. unerkannt den Einzug der Königinn sehen wollte, setzte er sich hinter Savisy, der sein Vertrauter war aufs Pferd, mit dem er aber übel ins Gedränge kam. Als der Herzog von Orleans Ludwig, des genannten Königs Bruder, im Jahre 1407 ermordet ward, saßen die zwei Ecuyers, welche ihn begleiteten, beide auf einem Pferde. Im Jahre 1534 befand sich die Königinn Eleonora, nebst den Prinzessinnen, bei einer gottesdienstlichen Feierlichkeit zu Pferde, sur des haquenées blanches. Daß auch Privatpersonen, z. B. die Ärzte im fünfzehnten Jahr-

hunderte kein Fuhrwerk gebraucht haben, hat man damit bewiesen, daß der Haupteingang zu dem Orte, wo die Ärzte ihre öffentlichen Schulen hatten, der 1472 erbauet worden, nicht weit genug war, daß ein Wagen hineinkommen konnte, ob er gleich einer der weitesten war, die man damahls hatte. Auch in Paris waren an allen öffentlichen Gebäuden und Pallästen Stiegen oder Tritte zum Aufsteigen auf das Pferd gemauert, dergleichen z. B. die Parlamentsräthe im Jahre 1599 für sich am Pallaste aufmauern ließen, und Sauval sagt bei dieser Gelegenheit, daß, ungeachtet die meisten Stiegen weggenommen worden, gleichwohl manche noch zu seiner Zeit in alten Gebäuden vorhanden gewesen sind.

Inzwischen scheinen doch in Frankreich Fuhrwerke sehr früh gebräuchlich gewesen zu seyn. Sogar soll von Ludwig dem Schönen, vom Jahre 1294, eine Verordnung vorhanden seyn, worin er die Pracht einzuschränken, und den Bürgerinnen einen Wagen (char) zu haben, untersagt haben soll. Unter Franz I., oder was später um das Jahre 1550 sollen doch nur erst drei Kutschen in Paris gewesen seyn, eine soll der Königinn, die andere der Diana von Poitiers, und die dritte dem René de Laval, Seigneur de Bois — Dauphin gehört haben. Letzterer war ein dicker unbehilflicher Herr, dem das Reiten unmöglich ward. Andere sagen, die ersten drei Kutschen hätten der Katharina von Medicis, der Diana Herzoginn von Angouléme, der natürlichen Toch-

ter Heinrichs II., die 1619 im achtzigsten Jahre gestorben ist, und dem Christoph de Thou, erstem Präsidenten des Parlaments gehört. Letzteren habe das Podagra entschuldigt, aber bald wären ihm darin die andern Staatsbedienten nachgefolgt. Heinrich der IV. ward in einer Caroſſe ermordet, aber gemeiniglich soll er in Paris geritten, und wenn Regen zu besorgen gewesen, einen großen Mantel hinter sich auf dem Pferde gehabt haben. Er soll auch für sich und seine Gemahlinn nur eine Caroſſe gehabt haben; denn es soll noch ein Brief von ihm vorhanden seyn, darin er einem seiner Günstlinge geschrieben haben soll: Je ne scaurois vous aller voir aujourd' hui, parceque ma femme se sert de ma coche. Richts desto weniger findet man schon bei den öffentlichen Feierlichkeiten, die bei Ankunft des spanischen Gesandten, Don Peter von Toledo, unter Heinrich IV. vorfielen, zwei Caroſſen. Diese Widersprüche bei einer Sache, die keiner weitern Erörterung werth ist, rühren wohl daher, daß nicht alle Schriftsteller von einerlei Art Fuhrwerke oder Kutschen reden, und daß jede Verbesserung gleichsam Epoche in der Geschichte derselben gemacht hat, welche vielleicht aus Schilderungen, oder Zeichnungen am besten ergänzt werden können.

Rouko hat in seinem kostbaren Werke, worin er die Tischlerkunst abgehandelt hat, dreierlei Abbildungen solcher Wagen (chars) als man unter Heinrich IV. gehabt hat, aus Zeichnungen, welche auf der

königlichen Bibliothek vorhanden sind, gegeben. Man sieht daraus, daß diese Kutschen noch nicht in Riemen gehangen, daß sie einen Himmel gehabt, der auf zierlichen Säulen geruhet hat, und daß der ganze Kasten mit Vorhängen oder Zeug vom Leder, welche in die Höhe gezogen werden konnten, umgeben gewesen. Die Coche, worin Ludwig XIV. vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten seinen Einzug gehalten, ist nach einer Zeichnung aus der königlichen Bibliothek, schon ein hangender Wagen gewesen.

Das älteste Fuhrwerk, dessen sich in England zuerst das vornehme Frauenzimmer bediente, kommt unter dem nun vergessenen Nahmen der Whirlicotes vor. Als König Richard II. in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vor den Rebellen flüchten mußte, war er und sein ganzes Gefolge zu Pferde; nur seine Mutter, die schwächlich war, befand sich in einem solchen Fuhrwerke. Inzwischen kam dieses etwas wieder aus der Mode. Als die Gemahlinn dieses Königs, Anna, die Tochter des Kaisers Karl IV., dem englischen Frauenzimmer zeigte, wie anständig und bequem es auf einem Quersattel reiten könne; da blieben die Whirlicotes nur bei Krönungen und andern öffentlichen Feierlichkeiten. Kutschen (coaches) sollen in England im Jahre 1580 bekannt geworden, und wie Stow sagt, zuerst aus Deutschland gekommen seyn, und zwar durch Fitz-Allen, Grafen von Arundel. Als im Jahre 1598 ein englischer Gesandter nach Schottland kam, hatte dieser schon eine

Kutsche bei sich. Den Anfang des allgemeinen Gebrauches dieser Wagen setzt Anderson um das Jahr 1605. Mit sechs Pferden fuhr in London zuerst im Jahre 1619 der bekannte Herzog von Buckingham, der unwürdige Liebling zweier Könige. Um diese neue Pracht lächerlich zu machen, ließ der Graf von Northumberland acht Pferde vor seinen Wagen spannen.

Als in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Carl von Anjou seinen Einzug in Neapel hielt, fuhr die Königinn in einem Wagen, den der Geschichtschreiber Caretta nennt, welcher inwendig mit himmelblauem Sammet beschlagen, und überall mit goldenen Lilien besäet war, dergleichen Pracht die Neapolitaner noch nie gesehen hatten. Bey dem Einzuge Friedrich II. in Padua im Jahre 1239, kömmt auch noch kein Wagen vor; denn das schönste geschmückte Frauenzimmer, das ihm entgegen kam, war sedentes in phaleratis et ambulantibus palafredis. Es ist auch bekannt genug, daß sich die Pracht über Italien von Neapel aus verbreitet hat.

In Spanien soll man die erste Kutsche im Jahre 1546 gesehen haben; wenigstens sagt dieß Twiß, aber nach seiner Gewohnheit, ohne Beweis.

Nach Schweden soll in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, Johann von Finnland, bei seiner Rückkunft aus England nebst mehreren neuen Gegenständen des Luxus die erste Kutsche gebracht haben. Vorher führten auch in Schweden die größten Herren ihre Frauen mit sich auf dem Sattel; wenn

ſie auf das Land reiſeten. Selbſt die Prinzeſſinnen reiſeten zu Pferde, und nahmen einen Wachstuchmantel um, wenn es regnete.

Rußland ſoll in ſeiner Hauptſtadt ſchon im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts prächtige Kutſchen gehabt haben.

Aber welcher Nation ſoll man denn nun die Erfindung der Kutſchen zuſchreiben? — Verſteht man unter dieſem Nahmen bedeckte Wagen, ſo ſind ſie ſo alt, daß ſich jetzt nicht mehr darüber ſtreiten läßt. Ehe könnte man eine Antwort auf folgende Fragen erwarten:

„Wer hat zu erſt den kühnen Gedanken gehabt, den ganzen Wagenkaſten in elaſtiſche Riemen zu hängen, wodurch dieſes Fuhrwerk ohne Zweifel am meiſten iſt verbeſſert worden?“ — Aber auch hierauf findet ſich keine Antwort, als nur etwa die obenangeführte Nachricht, daß man wenigſtens unter Ludwig XIV. hangende Wagen gehabt hat.

Weil der Nahme: Kutſche nur mit geringen Veränderungen, in allen europäiſchen Sprachen vorkommt, ſo hat man geglaubt, aus der Etymologie des Worts das Vaterland der Erfindung beſtimmen zu können. Aber geſetzt, daß man den Urſprung des Orts auffinden könnte, ſo würde dadurch noch nicht ausgemacht ſeyn, welche Art des Fuhrwerks eigentlich unter dieſem Namen zu verſtehen ſey. Neulich hat Hr. Cornides zu beweiſen geſucht, das Wort ſey ungariſchen Urſprungs, und ſtamme von einem Dorfe in

der Wieſelburger Geſpannſchaft her, welches jetzt Kitſee genannt werde, ehemals aber Kotſee geheißen habe, und eben daſelbſt ſey dieſes Fuhrwerk erfunden worden. Seine Gründe ſind wenigſtens werth, geleſen zu werden, und ſcheinen doch zu bedeuten, daß eine Art bedeckter Wagen, im ſechzehnten Jahrhundert, oder noch früher, unter dem Namen ungariſcher Wagen, beliebt geweſen iſt. Da man auch in Deutſchland anfänglich nicht Gutſche, ſonder Gutſchi-Wagen geſagt hat, wovon ſchon oben Beiſpiele vorgekommen ſind, ſo ſcheint die Endigungsſylbe vielmehr einen ungariſchen als deutſchen Urſprung zu verrathen. Weil Hortleder von Karl V. erzählt, er habe ſich, indem er das Podagra gehabt, in einem ungariſchen Gutſchwagen ſchlafen gelegt, ſo ſollte man faſt das Eigenthümliche der ungariſchen Wagen darin ſetzen, daß man bequem darin ſchlafen können. Dieſe Vermuthung könnte man denn allenfalls damit unterſtützen, daß Gutſche ehemals auch ein Ruhebette, Faulbette bedeutet hat. Weil die von Herrn Cornides angeführten Schriftſteller die ungariſchen Kutſchen bald leves, bald veloces currus nennen, ſo ſollte man ſie vielmehr für ein beſonderes leichtes Fuhrwerk halten. Aber noch merkwürdiger iſt, daß ſchon im Jahre 1457 der Geſandte des ungariſchen und böhmiſchen Königs Ladislaus V. dem König von Frankreich, außer andern Geſchenken, auch einen Wagen mitbrachte, der in Paris ſehr bewundert worden, und von dem der alte Geſchichtſchreiber ſagt,

er sey gewesen branlant et moult riche. Sollte man nicht fast auf die Gedanken kommen, daß unter dem ersten Worte angedeutet werde, der Wagen habe in Riemen gehangen?

Eine besondere Art von Kutschen ist in neuern Zeiten unter dem Nahmen Berline beliebt geworden. Der Nahmen deutet den Ort der Erfindung an, wie selbst die Franzosen gestehen, obgleich einige ihn sehr unwahrscheinlich aus dem Italienischen ableiten wollen.

Philipp von Chieze, gebürtig aus Piemont, ein Abkömmling der italienischen Familie Chieza, war bei dem Churfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm, Generalquartiermeister und Oberster, bei welchem er sich durch seine Kenntniß der Baukunst ungemein beliebt gemacht hatte. Als dieser einmahl in Gesellschaft seines Herrn nach Frankreich geschickt ward, ließ er sich nach eigener Erfindung zu dieser Reise einen besondern zweisitzigen Wagen bauen, der in Frankreich und überall gefiel, und Berline genennet ward. Dieser Philipp von Chieze starb zu Berlin 1673.

Die Kutschen haben ein Gewerb veranlasset, welches in großen Städten eine Menge Menschen ernährt und zu ungemeiner Bequemlichkeit gereicht; wir meinen die Unterhaltung der Miethkutschen, die unter dem Namen der Fiacre bekannt sind. Dieser wenigstens ist französischen Ursprungs. Denn um das Jahr 1650 hatte Einer, Nahmens Nikolaus Sauvage zuerst den Einfall, Wagen und Pferde beständig zum Ver-

miethen bereit zu halten. Den Pariſern gefiel dieß, und weil der Mann auf der Straße Saint Martin in einem Hauſe, welches hotel S. Fiacre genannt ward, wohnte, ſo nannten ſie Kutſchen, Kutſcher und Eigner derſelben Fiacres. Bald darauf verbeſſerten Mehrere dieſe Anſtalt, und ſuchten für ihre neue Einrichtung Freiheitsbriefe, die ſie auch gegen gewiſſe Abgaben erhielten. Einige unterhielten Kutſchen an beſtimmten Orten der Straßen, und fuhren ſobald es verlangt ward, von einem Orte der Stadt zum andern, und dieſe behielten zuletzt den Nahmen Fiacre allein, der anfänglich allen Miethwagen ohne Unterſchied gemein war. Andere hatten Wagen in ihren Häuſern, die ſie auf halbe und ganze Tage, Wochen und Monathe vermietheten, dieſe erhielten den Nahmen carosses de remise. Noch Andere wollten täglich zu einer beſtimmten Zeit, nach Art der Poſten, von einem Viertel der Stadt zum andern fahren, und jedesmahl, ſo viel oder ſo wenig, als ſich melden würden dahin bringen. Noch andere ſtellten im Jahre 1662 Wagen mit vier Pferden auf, welche Jeden, der wollte, nach den Luſtſchlößern, wo Hof ſeyn würde, bringen ſollten; dieſe hießen voitures pour la suite de la cour.

In London ſind die Miethkutſchen im Jahre 1625 eingeführt worden. — Edinburgh erhielt die erſten Miethkutſchen im Jahre 1673. — In

Warschau sind die Fiacres erst 1778 angenommen worden. — In Amsterdam wurden die Kutschen auf Rädern (denn man setzt dort die Kutschen auch des Sommers, so wie in St. Petersburg nur des Winters, auf Schlitten) zur Schonung des kostbaren Pflasters, im J. 1663 verbothen.

Peter Vidal

Der Troubadour.

Peter Vidal war der Sohn eines Kirschners zu Toulouse, genannt*) der Don Quixote der Troubadours. Ein unwiderstehlicher Drang zur Poesie und eine schöne Stimme führten ihn zur Laufbahn, in welcher das Talent dazumal Lob und Lohn fand**). Noch mehr verführte ihn vielleicht seine große Neigung zum andern Geschlechte. Ein Dichter (besonders damals, in der der Dichtkunst so holden Zeit) durfte seine Wünsche zu den ersten Schönheiten der Zeit erheben, und bei Vidal brauchte es nicht einmal so viel. Er verliebte sich in jede Frau, und schmeichelte sich, von jeder Gegenliebe zu erhalten. Auch damals fand man solche Eigenliebe schon lächerlich; und so hatten ihn

*) St. Palaye Histoire des Troubadours. T. II. p. 268.

**) Reisen durch Frankreich. 2. B. S. 466.

die Ehemänner zum Besten, wenn er so eingebildet wie er war, den schmeichelhaftesten Sieg über sie davon getragen zu haben wähnte.

Vidal hatte den Fehler aller ähnlichen Weiberbezwinger und Herzenseroberer. Wo ihnen auch keine Gunst geworden ist, rühmen sie sich derselben wenigstens. Ein Ritter von Saint-Gilles, auf dessen Ehren er Gleiches gewagt hatte, verstand den Dichter-Scherz nicht, ließ ihn ergreifen, und ihm die lügnerische Zunge durchstechen. Hugo de Baur erbarmte sich seiner, und ließ ihn heilen, da er Spaß an des Mannes Unterhaltung fand, dem die Zunge jetzt so schlimm gelähmt war. Die Herren dieses Hauses nahmen sich überhaupt alle des Dichters an; und einer derselben, der Vicomte von Marseille, intressirte sich ganz besonders für ihn *): weil auch ihn Vidals Thorheiten unterhielten und ergötzten.

Aber auch dieser Vicomte hatte eine schöne Frau, in die sich der Dichter sogleich verliebte; der Gatte fand die gefahrlose Bewerbung lustig, erlaubte ihm sein Wappen und die Farben seiner Frau zu tragen, und ergötzte sich höchlichst an den närrischen Ausschweifun-

*) Die Vicomtes von Marseille waren überhaupt sehr romantisch gesinnt. Einer, Namens Fulke gab seiner Braut Adile für den ersten Kuß als Geschenk seine Lehne, die er in fünf Ländereien hatte.

gen des Verliebten. Vidal besang seine Göttinn unter dem Namen Andierna, und ließ sich von ihren schönen Augen weiß machen, daß auch sie ihn liebe. Dieß machte ihn so kühn, sie im Schlafe zu überfallen. Die Vicomtesse erwachte, rief ihre Frauen; und Vidal hätte dießmal wieder seine Kühnheit theuer bezahlen können, wenn ihr Gemahl sich seiner nicht erbarmet hätte. Er wollte ihn sogar, mit der Grausamen wieder aussöhnen; allein sie verlangte seine Entfernung und so zog denn der arme Dichter nach Genua. Eine Menge Verse war die ganze Frucht dieser Liebe!

Um sich zu zerstreuen, folgt Vidal dem Könige Richard von England nach Palästina*). Hier scheint der arme Troubadour den Verstand völlig verloren zu haben. Sein Kopf füllte sich mit Fantomen, er wähnte sich einen Helden, wollte es wenigstens andre glauben machen, und füllte seine Gedichte mit den tollsten Anmassungen dieser Art an. Die Kreuzritter — welche sich, trotz ihrer Frömmigkeit im heiligen Lande doch auch noch gerne belustigten — unterstützten den Dichter in seinem Wahne; und verkuppelten ihn endlich sogar an ein armes griechisches Mädchen, das

*) Cale, Script. rer. Anglicar. De rebus gestis Richardi Angl. R. in Palaestina. Excerpt. ex Gr. Abulpharagii Chronico Syriaco. Edidit Brunus, Oxon. 1780.

sie für eine Nichte des orientalischen Kaisers ausgaben, und welches er in Cypern wirklich heirathete. Um das Maaß seiner Thorheiten voll zu machen, nahm er den Kaisertitel an, nannte sein Weib Kaiserinn, schleppte eine Menge Insignien mit sich, und sparte was er konnte, um die Kosten zur Eroberung seines Kaiserthumes zusammen zu bringen.

Diese Ersparniß war wohl das Klügste, was Vidal in seinem Leben that. Doch vergaß er über seinen großen Chimären auch die kleinern nicht, und dachte immer noch an die schöne Vicomteſſe von Marseille. Er negozirte von Palästina aus um ihre Verzeihung, und erhielt endlich die große Gunst, daß er den Kuß, den er sich in jener unglücklichen Stunde selbst genommen hatte, als ein freiwilliges Geschenk ansehen durfte.

Bloß in Fantomen lebend, war er auch mit diesem Fantom von Frauengunst zufrieden, und pries es in Versen die wirklich mehr werth sind, als ihre Veranlassung. Er kehrte sogar selbst nach Marseille zurück, wo ihn der Vicomte sogleich zu seiner Gemahlinn führte. Diese bestätigte persönlich ihr Geschenk, wollte aber doch von da an nichts mehr mit Vidals Thorheiten zu schaffen haben. Darüber verleidete sie am Ende sein gehofftes Glück und seinen Spaß selbst, und er suchte bei Andern, was er so lange vergebens bei ihr erfleht hatte.

Seine nächste Liebe fiel auf eine Dame von Carcassone, Namens Louve de Penautier. Hier

schien sich Vidal noch in seinen Rasereien übertreffen zu wollen. Ihren Namen (Louve, Wölfinn) zu Ehren, vergaß er seinen Kaisertitel, und nannte sich Loup (Wolf): aber als ob es auch damit nicht genug wäre, erbot er sich, in eine Wolfshaut eingehüllt, die schwerste Prüfung seiner Liebe zu bestehen. So geschah es; und die Hirten hetzten den verliebten Dichter so gewaltig mit ihren Hunden, daß man ihn für todt in das Haus seiner Geliebten trug. Man hatte ihn noch zu rechter Zeit von den Hunden los geben wollen: allein er verlangte ausdrücklich, tüchtig gebissen zu werden, und genoß dieses Vergnügen in seinem ganzen Umfange.

Als er wieder hergestellt war, ergriff Vidal eine andere Thorheit, die wenigstens auf einem edleren Grunde ruhte. Der Graf Raimond VII. von Toulouse starb, und der Dichter schweifte nun in seinem Schmerze, um den Tod dieses Fürsten aus. Er kleidete sich schwarz, ließ seinen Pferden, Ohren und Schwanz, sich die Haare abschneiden, Bart und Nägel wachsen, und gebährdete sich wie ein Wahnsinniger. Damals kam der König Alfons von Arragonien nach der Provence. Er sah den Dichter, verlangte Verse von ihm, und gab ihm Kleider wie er sie selbst trug. Diese schmeichelhafte Auszeichnung stellte Vidal'n wieder so weit her, daß von da an seine Thorheiten einige Zeit aufhörten.

Ja, er wurde so klug, daß er ein Werkchen über die Kunst, seine Zunge im Zaume zu halten, schrieb. Aber auch dieser helle Zwischenraum endigte sich bald wieder. Er beschäftigte sich auf's Neue mit seinem Plane, den Thron des Orients zu besteigen; ging, von dieser Idee ganz eingenommen, wieder nach Palästina; fand nicht was er erwartete, und starb endlich 1229, zwei Jahr nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande.

Kaiser Friedrich III. Begleitung, als er zur Krönung zu Rom einritt.

(Nach einer alten Handschrift vom Jahre 1452.)

Wenn auch das nachfolgende Fragment der Großen und Ritter, welche Kaiser Friedrich den III. bei seinem Einzuge in Rom begleiteten, zu gering anziehend erscheinen möchte, so hat dieselbe eine dennoch nicht ungeringe geschichtliche Wichtigkeit, und es ist gewiß, daß Mancher nicht unbedeutende Nachweisung schöpfen wird. Dieser Aufsatz steht Bl. 576 bis 587 in der Hamburger Handschrift, die mit dem Parzival und Wigolais noch einige andere kleine Aufsätze enthält, deren Bekanntmachung nicht unwichtig erscheinen wird.

Zuerst würde sie uns einen merkwürdigen Beweis für die Behauptung von Onophrius und Lambeccius liefern, welche die Krönung, wie der Ver-

faſſer der Nachricht, in das Jahr 1451 ſetzen, wenn nicht die Beſtimmung des Tages: Sonntag Lätare, außer Zweifel ſetzte, daß das Jahr 1452 gemeint ſein müßte, da dieſer Sonntag 1451 auf den 4ten April fällt, gegen welchen Tag auch die Bulle des Papſt Nikolaus V. über die Krönung ſpricht und Helwig's Angabe. (Zeitrechnung u. ſ. w. S. 189. 190.) dadurch ein Beweismittel mehr erhält. Der Fehler in der Jahreszahl iſt offenbar. Die Handſchrift ſchrieb ein gewiſſer Jordan, wahrſcheinlich ein Geiſtlicher zu Strasburg; (ganz zuletzt in der Handſchrift ſteht eine Nachricht in lateiniſcher Sprache, die ſich anfängt: hic argentinae). Des Parzifal Abſchrift vollendete er 1451 auf Maria Reinigung (d. 2. Febr.), wann er ſie angefangen, wiſſen wir nicht, den Wigolais vollendete er 1451 nach Martini (alſo nach dem 10. Nov.). Gleich dahinter fing er einen kurzen Aufſatz: von dem Soldane an; daran ſchloß ſich, wieder fortlaufend: der konig in dem Bade, und dadurch kommt die mitgetheilte Nachricht, zwar nicht unmittelbar darauf folgend, ſondern auf der andern Seite des Blattes anfangend, aber noch auf demſelben Blatte, auf einem Bogen, ſo daß dieß nicht früher als jenes geſchrieben ſeyn kann. Man ſieht auch dem Ganzen an, daß es von einem im Gefolge entworfen ward, indem es mit der Nachricht über die mit dem König Einreitenden

auch die Vorschrift enthält, wie der Zug eingerichtet werden solle. Es ist daher glaublich, daß einer der mit Einziehenden (entweder Herr Bürkhart von Molnheim, der von Seiten Strasburgs im Gefolge war, oder einer der Geistlichen, welches wahrscheinlicher ist), diese Nachricht, ganz neu, wie sie war, nach Strasburg sendete und Jordan sie in die Handschrift, auf welcher er noch ein paar Blätter zu füllen hatte, eintrug. Das Jahr 1451 schreibt sich aber aus der Zeitbestimmung des Römischen Papststuhls her, da Nikolaus V. das Jahr vom 25ten März anfing, so daß also der 18te März noch zum Jahr 1451 gerechnet ward. Darum glauben wir, daß ein Christlicher Verfasser der Nachricht ist.

* * *

Friedrich von gottes gnaden, Römischer konig, zu allen zeiten merer des riches, herzog zu Oestrich, zu Stier (Steier), zu Kernten, zu Krain und Grave zu Tirol u. s. w. Anno 1451 Jahr, off sundag zu halpfasten, so man singet laetare Iherusalem *) wart er zu keiser gekronet zu Rome vnd mit vmme die koniginne, dez koniges dochter von Portegal.

Vermerkent das volcke vnd pferde, so vnser

*) den 19ten März.

Herre der Romſche konig ſines geuertes gein Rome mit jme hat.

Von erſte hat vnſer herre Romſche konig in ſimme Stalle 24 Pferde. Item vnſer herre konig laſſlauw, konig zu vngern und zu Beheim hat in ſime ſtalle 20 pferde. Item der Biſchoffe von Regenſpurg 16 pferde. (6). Item der Biſchoff von Gürgk 16 (8). Item der Biſchoff von Senis 16. Item der Biſchoff von Trieſt 6. Item der Hertzog von Teſchin*) 28 (12). Item der Graue von Meideburg 48. Item der Graue von Krabatten 28 (12). Item der Graue von Lyningen 16 (2). Item der Graue von Schauwenberg, probſt zu Wiene 11. Item Graue vlrich von ſchauwenberg (und). Item Graue Sigmund von ſchauwenberg 32 (8). Item der Graue von hennberg 12 (6). Item der Graue von hohenla 12. Item Graue hans von poſing 10 (2). Item Graue herman von phannberg 24 (8). Item Graue vlrich von wærnberg 9.

R e t e.

Item her hans von Scubenberg 12 (2). Item her vlrich von Starhemberg 12 (2). Item her hans vngnad kammermeiſter 36. Item her albrecht von Eberſtorff 8 (3). Item her jorge füchs Marſchalke 24. Item der Marſchalk von pappenheim mit ſinem

*) Dies war Herzog Wlodko von Teſchen und Großglogau, Gemal der Margaretha von Cilli.

ſonne und vettern 24 (5). Item her vlrich fledniţer 9. Item her andre holnezker 12 (2). Item Meiſter vlrich Canţeler 16 (5). Item die Romſche Canţeley 10. Item her wolffgang vom wolffenwart 9. Item her pernhart krabatſtorffer 7 (3). Item her pangreţ Rinſchad 8. Item her procop von Rabenſtein 6. Item wolfgang Sawrawer 8. Item Meiſter vlrich Riederer 6. Item meiſter Thoman haſelpach 4. Item Meiſter Hartüng 4. Item meiſter heinrich lewbnig 6.

Drugſeſſen. (Truchſäſſe.)

Item her hadmar volkeſtorfer 8. Item her florian loſenſteiner 8. Item her Caſpar Starhenberger 6 (1). Item Wolffgang vngnde (?) 8 (1). Item nidegker 6 (1). Item der Tſchernomel 5 (1). Item der Oldacher 4 (1). Item der heimelberger 4 (1). Item der Floyt 4 (1).

Kammerer. (Kämmeräre.)

Item der Norbacher 7 (3). Item der Zebinger 8 (2). Item der Spawrer 5. Item der frodnacher 4 (1). Item der Aſpan 4. Item holtzel 4 (Für beide 1). Item der herberſtorffer 4 (1). Item der Greiſenegker 5. Item der vţinger 5. Item der junge Spavare und jung holtzel 5. Item die Reichenberger 2.

Hoffgeſind herren.

Item der Commendewr von frieſach 6. Item her niklaus von lichtenſtein 8 (2). Item her fridrig von Stubenberg 8. Item her wolffgang von

krieg 8 (4). Item her hartneid von krieg 6. Item her von Czelkniz 7. Item her veit von Eberstorff 8. Item her Caspar volkestorffer 5. Item her wickhart von polnheim 8. Item der Topler 6. Item der Rappacher 7. Item her Albrecht von vettaw 7. Item her wilthäuser 7 (2).

So viel indeß zur Characteristik des Ganzen.

Hans Dollinger
und sein Kampf mit dem Hunnen Krako.
Nach einer handschriftlichen Chronik.

Es begab sich, als König Heinrich sich im J. Chr. 930 zu Regensburg befand, daß eine Gesandschaft der Hunnen dort ankam, zu unterhandeln des Friedens wegen. Und darunter war auch ein Obrister der hieß Krako, und war ein fast großer Recke, *) wohl zehn Werkschuhe groß, ein gar arger Prahler und Pocher, der des Rennens wohl kundig, sich stets einen Sieger schalt, und als solcher sehr gefürchtet wurde. **) Auch war er der schwarzen Kunst wohl kundig, und fürchtete den Teufel nicht, ob er gleich ihm selbst ergeben war. Dieser Hunne nun vermaß sich deß

*) Riese.

**) Von diesem Kampfe sprechen auch: Merian in der Topographia Bavariae p. 52. Gottfried, Historische Chronik. S. 481. Paricius, Nachrichten von Regensburg. S. 226, A. C. Kaiser, Beschreibung der R. St. Regensburg. S. 6.

öffentlich und sprach: „Wo ist ein Ritter an des deutschen Königs Hof der mir bestehen könnte im Kampfe, zu brechen eine Lanze mit mir auf Tod und Leben, auf Ehre und Seligkeit; Er komme und fahre zur Hölle."

So trat er vermessen einher, fast stolz und keck, mit wilder Geberde; in seinem blanken Schilde das Bild eines geflügelten Teufels; sein Schwert an der Seite, eines Mannes Hand breit, wohl drittehalb Ellen lang. Zwanzig Pfund schwer war der Helm, den er auf seinem bösen Haupte trug; und seine Rüstung, gemacht aus einer Elephantenhaut, war rund herum dick mit eisernen Schuppen benagelt.

Und da er das sagte, erschracken alle Ritter fast sehr, und keiner wagte es, den Fehde-Handschuh dem Hunnen zuzuwerfen. *) der Teufel schreckte Alle.

Der kühne Recke, als er das sah, wurde schier noch freisamer, **) schrie laut auf und erboth sich den Kampf mit drei Rittern zugleich zu bestehen.

---

*) Ein hingeworfener Handschuh war das Zeichen einer Herausforderung, Pistorius Amoenitat. Hist. Jurid. T. I. p. 217. Ferner war der Handschuh auch ein Zeichen einer Übergabe, z. B. eines Gutes, und das Pfand zu haltender Treue. Du Fresne Glossar. II. 576. Er mußte in Ehren gehalten werden, daher kostete es einem Bauer vier Ducaten Strafe, daß er den Handschuh eines Soldaten angezogen hatte. Besoldi. Thesaur. pract. p. 409.

**) schrecklicher.

Aber es lag eben damals ein Bürger zu Regensburg im Gefängnisse, der hieß Hanns Dollinger. Als der vernahm, was geschah, ermuthigte sich sein Herz, und er sprach: ich will bestehen den Kampf mit dem Hunnen, wie es auch sey; wird mir die Freiheit gewährt, und mir verziehen die Schuld, ob der ich hier verstrickt *) liege." Da erhielt er Gnade, und wurde beschenkt mit einem Kampf-Rosse und mit sehr guten Waffen und einer starken Rüstung. Also wappnete er sich, den Kampf zu bestehen. Doch vorher ging er zu St. Erhard's Grab **) zu Nieder-Münster, betete dort, und ließ sich das heilige Sakrament reichen.

Da gab ihm ein Priester den Rath, ein Kreuz auf den Kampfplatz stellen zu lassen, ob der List und Tücke des bösen Feindes wegen; denn dieser scheue dasselbe und würde gegen diesen Anblick sich nicht halten können.

So nun ritt Dollinger zum Kampfe. Auf ihn gerichtet waren Aller Augen. Aber nur allzubald wurde der muthige Kämpe von dem Hunnen aus dem Sattel geworfen. Dollinger ermannte sich, raffte sich auf, bestieg sein Roß zum zweiten Male, und legte

*) gefangen.

**) St. Erhard predigte in Bakern das Evangelium nebst seinem Gefährten St. Albert, taufte die heilige Ottilia, und liegt zu Regensburg begraben. Rasseler heiliges Baierland 1. Thl. S. 196.

gegen seinen Feind eine zweite Lanze ein. Sie rannten gegeneinander, und der Deutsche fliegt abermals aus dem Sattel. Jetzt gedenkt er der Worte des Priesters. Er spricht laut sein Begehren aus, und das heilige Kreuz wird auf dem Rennplatze aufgestellt. Dreifach hatte bisher Dollinger den Hunnen gesehen, jetzt aber fällt's von seinen Augen wie Schuppen; er sieht seinen Gegner allein: und rennt auf ihn zu. Da flohen die bösen Geister davon, und des Deutschen kraftvoll geführte Lanze dringt durch den Helm des Hunnen in sein Ohr. Er wankt, stürzt, und sein Pferd mit ihm. Entseelt liegt er auf dem Platze. Laut aufjauchzen die Zuschauer.

Dankbar hängte Dollinger die Waffen des frechen Pochers als Sieger am Grabe des Heil. Erhard auf. *) Er aber, der brave Kämpe, erhielt den Ritterschlag; und sein Gedächtniß wurde hoch geehrt.

* * *

Eine solche Begebenheit konnte nicht unbesungen bleiben. **) Hier ist ein altes Lied, das diesen Kampf besingt.

---

*) Im J. 1542 wurden diese Waffen Kaiser Karl dem fünften auf sein Begehren ausgeliefert.

**) Plato in seinem Regensburger Münzkabinet hat S. 196 und 197 zwei auf diesen Kampf geprägte Münzen, die man dort beschrieben und abgebildet finden kann.

Lied.

Es ritt ein Türk aus Türkenland,
Er ritt gen Regensburg zur Stadt
Da Stechen ward.
Vom Stechen ward er wohl bekannt;
Da ritt er vor des Kaisers Thür;
Ist jemand hier, der komm' herfür,
Der stechen will um Leib und Seel,
Um Gut und Ehr',
Und daß sein Seel des Teufels wär'.
Da war'n die Stecher all verschwiegen:
Dem Türken keiner wollt' obliegen,
Dem leid'gen Mann,
Der so frevlich *) stechen kann.
Da sprach der Kaiser zorniglich:
Wie steht mein Hof so lästerlich? —
Hab ich kein' Mann,
Der stechen kann
Um Leib und Seel', um Gut und Ehr',
Und daß unserm Herrn die Seele wär?
Da sprang Dollinger herfür
Wohl um und um:
Ich muß herfür
An den leid'gen Mann
Der so frevlich stechen kann!
Das erste Reiten, das sie thäten,
Sie führten gegen' nander zwei scharfe Speer,
Der eine ging hin der andere her.
Da stach der Türk den Dollinger ab,
Daß er auf dem Rücken lag.

*) frevelhaft.

O Jesu Christe steh mir bei!
Wären unser zwei.
Sind ihrer drei;
Bin ich allein.
Führ meine Seel in's Himmelreich.
Da ritt der Kaiser zum Dollinger behend,
Er führt ein Kreuz in seiner Hand,
Er strich's dem Dollinger übern Mund,
Da sprang man auf frisch und gesund.
Das ander Reiten, das sie thäten,
Stach Dollinger den Türken ab,
Daß er auf dem Rücken lag.
Verheuvter *) Teufel nun steh ihm bei!
Sind ihrer drei,
Bin ich allein:
Und führ sein Seel
Fort in die bittre Höllenpein.

*) verfluchter, verdammter.

Georg Franz Koltschitzky,

Wiens Kundschafter während der türkischen Belagerung im Jahre 1683, und erster Kaffehwirth dieser Stadt.

Ungeachtet der im Jahre 1664 zwischen Österreich und der Pforte auf zwanzig Jahre geschlossene Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, sah sich das gesegnete Österreich im Jahre 1683 doch wieder von einem verheerenden Einfall der Türken geängstigt. Die Bewohner Wiens erhielten den Auftrag, sich wenigstens auf ein Jahr mit Lebensmitteln zu versehen, oder, wo dieß nicht anginge, sich nach Prag oder Linz zu begeben. Man trug in der Eile alle Erhöhungen in der nächsten Umgebung von Wien ab, riß die Vorstädte nieder, und ließ zu 30,000 Palliſaden Eichenstämme fällen. Während dessen suchte und erhielt der Kaiser (Leopold I.) die Hülfe der Churfürsten von Baiern und Sachsen, des gesammten römischen Reiches, Brandenburgs und des Königs von Pohlen. Nicht minder thätig bewies sich der Papst

(Innocenz XI.); denn am 6. März 1683 traf der Cardinal Cibo mit 1,200,009 Kronen in Wechselbriefen, und mit der Zusage ein, daß bald größere Subsidiengelder folgten sollten.

Wirklich war auch die nachdrücklichste Thätigkeit nöthig, da der Feind bereits in vollem Anzug begriffen war. Der Kaiser begab sich nach Passau. In zwei Tagen verließen an 60,000 Personen Wien. Die Stadt hatte nun 13,860 Mann reguläre Truppen; zu diesen stießen noch über 6000 Bürger, Studenten und Handwerksbursche. So erwartete diese Besatzung von ungefähr 20,000 Mann voll Patriotismus und Entschlossenheit den Feind.

Diesen gewahrte man den 13. July. Auf dem Wienerberge erblickte man die ungeheure Avantgarde, und am andern Morgen ergoß sich das Heer selbst über Hundsthurm, Gumpendorf, Schmelz, Ottakring, Hernals, Währing, Döbling bis Nußdorf hin, und stellte sich so in Gestalt eines Halbmondes auf. In Kurzem war Wien von allen Seiten eingeschlossen, und alle Verbindung mit den kaiserlichen Truppen, alle Zufuhr von Victualien aus Böhmen und Mähren abgeschnitten, und die Belagerung rückte rasch.

In dieser angstvollen Verlegenheit trat ein Mann auf, der sich zu dem Wagestück entschloß, den Herzog von Lothringen von der betrübten Lage der Stadt zu benachrichtigen. Dieser Mann war Georg Franz Koltschitzky, ein Bürger in der Leopoldstadt. Er war

einst Dolmetscher bei der orientalischen Compagnie gewesen, und sowohl mit der Sprache als andern Eigenheiten der Türken wohl vertraut. Die Nacht vom 13. auf den 14. August ward zur Ausführung bestimmt. Der muthige Koltschitzky, in türkischer Tracht schlich sich in Begleitung eines verläßlichen Dieners Nahmens Michalowitsch, der gleichfalls türkisch verstand, aus der Stadt, durch das türkische Lager, und kam glücklich in dem kaiserlichen an. Koltschitzky hatte verabredet, zum Zeichen seiner wohlbehaltenen Ankunft ein großes Feuer anzuzünden. Dieß geschah auch in der Nacht darauf; und mit Entzücken nahm man in Wien vom Stephansthurme aus das Losungsfeuer zu Stammersdorf wahr.

Unterdessen wurde Wien durch die ununterbrochenen und hitzigsten Anfälle des feindlichen Heeres immer mehr geängstigt. Das unausgesetzte Beschießen mit Bomben und Glühkugeln, das Sprengen der Mauern durch Minen, worauf stets ein wüthendes Stürmen folgte, dann eine ansteckende Ruhr, die bald nach dem Beginn der Belagerung ausbrach, setzten die Beharrlichkeit der Wiener zwar auf eine harte Probe; allein sie hielten sich ritterlich, und schlugen alle Anfälle mit der heldenmüthigsten Tapferkeit zurück.

Eben so glücklich als er im kaiserlichen Lager angelangt war, kam Koltschitzky mit seinem Begleiter am 17. August wieder zu Hause an. Er brachte von dem Herzog von Lothringen ein Schreiben mit, des trostreichen Inhalts, daß sich bereits ein zahlreiches

Heer sammle, indem täglich bedeutende Hülfstruppen durch Baiern, Franken und Schwaben einträfen, und nur noch auf die Ankunft der pohlnischen Armee gewartet werde, welche Ende des Monaths erfolgen solle, um mit vereinter Kraft zum Entsatze Wiens heran zu eilen ꝛc. Koltschitzky's wohlbehaltene Rückkunft wurde um die Mittagszeit dem kaiserlichen Heere verabredeter Maßen durch eine dicke Rauchsäule, und in der Nacht darauf durch einige Racketen vom Stephansthurme aus signalisirt. Gerne hätte der brave Koltschitzky mit aller Herzhaftigkeit und Resignation sich noch öfter zu solchen Expeditionen verwenden lassen, wäre er nicht durch Verrath, den Türken auf das kennbarste bezeichnet worden. Diesen Umstand erfuhr man von einem Reitersmann, an dem wegen vorgehabtem Übergang zu dem Feinde das Urtheil des Stranges vollzogen wurde. Auf der Leiter und schon den Strick um den Hals, bemerkte er unter den Zuschauern Koltschitzky, rief ihm zu, und warnte ihn, wieder in das türkische Lager sich zu begeben, denn sagte er, „deine Gesichtszüge, deine Tracht, der Weg, den du zu nehmen pflegst; Alles ist den Türken bekannt, welche dir überall auflauern." Inzwischen aber übernahm Koltschitzky's Diener, Michalowitsch, seine Rolle. Er gelangte ungefährdet noch zwei Mahl durch das Lager, und brachte den beängstigten Wienern die erfreuliche Bothschaft des herannahenden sichern Entsatzes.

Dieser erfolgte auch am 11. September, bekanntlich durch einen so entscheidenden Sieg, daß die Türken mit Zurücklassung ihres ganzen Lagers die Flucht ergriffen. Der Herzog von Lothringen, irgend einen Hinterhalt besorgend, ließ die Nacht über, die ganze Armee in Reihe und Glied stehen. Tags darauf zeigte sich in dem türkischen Lager die Unermeßlichkeit der Beute. Auf manchen gemeinen Mann kamen 20—30,000 fl. an Werth. Unter Andern fand man eine ungeheure Menge Kaffeh, eine Frucht, die in Deutschland vorher nur sehr wenig bekannt war. Von nun an wurde er Lieblingsgetränk, und wird es wohl immerfort bleiben.

Koltschitzky erhielt zur Belohnung seines Muthes und der großen Dienste, welche er der Stadt Wien und dem Vaterland erwiesen hatte, die Erlaubniß zur Errichtung einer Kaffehschenke in Wien. Der Magistrat räumte ihm ein Haus neben dem kleinen Bischofhofe, welches das Schild zum rothen Kreuz hatte, dazu ein, und so legte Koltschitzky in Wien ein Kaffehhaus an, das, wie man leicht ermessen kann, sich bald eines blühenden Zustandes erfreuen konnte.

Koltschitzky ist sonach der erste Kaffehsieder Wiens, und wird noch bis auf den heutigen Tag als der Ahnherr und Patron der Kaffehwirthe dieser Stadt, deren Zahl sich nun über 70 beläuft, dankbar verehrt.

F. G.

Geschichte der Burgen. *)

Die Burgen scheinen im siebenten und achten Jahrhundert entstanden zu seyn, wo die Normänner, Wenden und Ungern allerwärts eindrangen, verheerten, mordeten und raubten. Die Muster fand man in den Kastellen der Römer an den Ufern des Rheins und der Donau. Burgen waren in Zeiten, wo es noch kleine Städte gab, der Sitz der Schirmgerechtigkeit und der Schutz der Landbewohner gegen Überfalle. Diese Burgen waren anfangs, statt von Steinen, wohl mehr von Holz und Erde,

*) Schon der alte Melisantes lieferte: Curiose Beschreibung alter Bergschlösser 1715—1720, und die Kunst ließ es nicht an guten Abbildungen fehlen. In neuern Zeiten erhielten wir Helfrechts Ruinen auf dem Fichtelberge, 1795 Gottschalks Ritterburgen 1815, 5 Bände, die Burgen Österreichs 8 Bände 1819—1822, Fischers Raubburgen der preußischen Monarchie 1821 ꝛc., des Archivars Österreicher fränkische Burgen ꝛc.

nicht viel beſſer als Romulus Mauern, über die Bruder Remus ſpottend hinweg ſprang — aber ſie bargen dennoch, und daher der Nahme Burg, wie der Nahme der Umwohnenden *) — Burger. . . Aus ſchützenden Burgen wurden Rauberhöhlen, die Niemand ſchützten, als die edeln Schnapphahne und Placker, ihre Niederwerfungen und Plackereien.

Schon Carl der Kahle ließ (864) mehrere Burgen, die ohne königl. Erlaubniß erbaut waren, niederreißen, die Päpſte kamen mit Bann und Interdict, aber bei der Wildheit der Zeiten und der Ohnmacht der Könige, was vermochten Geſetze gegen rohe Sitten? Ihr Bau erdrückte das arme Volk, wie die Ziegelbrennereien Ägyptens die Kinder Iſraels; das arme Volk mußte ſie nicht bloß bauen, ſondern auch noch die Beſatzung füttern. Man mußte neue Schutzburgen gegen die Räuberburgen anlegen, und eine veranlaßte die andere; ſie wurden zerſtört und wieder aufgebaut, wie zur Zeit Heinrichs IV. So ſieht man um Quedlinburg gegen 20 Burgruinen in einem Bezirke von 2—3 Meilen, aus Heinrichs Zeiten. So baute ein fränkiſcher Ritter Schott (1230) ſeine Schottenau dem Kloſter Banz vor die Naſe, der Schirmvogt, Herzog von Meran, baute nun eine Schutz-

*) Eigentlich wohl derer, die mit in den Burgen wohnten, Handwerker und dergleichen Leute, ſo für die Ritter arbeiteten.

burg gegenüber, und so kam Banz zwischen zwei Feuer, bis der Bannstrahl beide Burgen niederschmetterte.

Meilenweit sahen die Ritter von ihren hohen Burgen herab in die weiten Gauen, sahen nur die vorüberziehenden Reisenden, und stürzten von ihrer blauen Höhe unsichtbar, wie der ritterliche Sperber auf Hasen, Tauben und Hühnervolk. Wie ein Wetter Gottes waren die Helden auf ihren Rossen, wenn der Wächter in sein Horn stieß, wie ein Blitz fuhren sie ins Thal über die Beute, und dann wieder hinauf hinter die sichern Mauern. Die Trompeten schmetterten, die Rosse wieherten, Jubel ertönte, und gezecht wurde im wilden Taumel, bis die Morgenröthe dämmerte! In großen geschlossenen Ländern, wie in Österreich, Böhmen, Baiern, Brandenburg ꝛc. war des Jammers über die Burgen weniger, als in Franken, Schwaben, Hessen und am Rhein. Selbst aus Wohnhäusern und Residenzen mitten in den Städten wurden Burgen, aber so wie es immer Ritter gab, edel wie die Grundsätze des Ritterthums, so gab es auch immer Burgen zum wirklichen Schutz.

Die Burgen Adolphseck und Schönburg erbauten die Liebe; jene, Adolph von Nassau um einer schönen Nonne willen, die er entführte, und diese Ludwig der Springer für seine Adelheid. Schönburg muß einst seinen Nahmen mit Recht geführt haben, und noch steht der hohe Wartthurm, von dem man eine der schönsten Aussichten genießet, das thurmrei-

che Naumburg mit seinen Umgebungen ausgebreitet, wie eine Landkarte zu unsern Füßen.

Es scheint, viele Ritternahmen von ihren Lieblingsburgen gegen das eilfte Jahrhundert hin den Nahmen an, wie z. B. Conrad von Beutelsbach sich 1090 den Nahmen Conrad von Würtemberg beilegte, und ihre Dienstmannen oder Bürgmannen nannten sich wieder gerne nach dem Nahmen ihrer Herren, z. B. die Nordeck zu Rabenau von ihren alten Herrn von Nordeck, und darüber kam die einst so hohe Wissenschaft Genealogie in nicht geringe Verwirrung! Mehrere können von einer Familie seyn, und doch 3 — 4 verschiedene Nahmen führen, von ihren Lieblingsburgen. So sind wahrscheinlich die Büren, Rechberg und Staufeneck, alle von einer Familie gewesen — von Staufen.

Ritter, die zu arm waren, um eine eigene Burg zu bauen, vereinten sich und bauten in Gemeinschaft, woraus die löblichen Ganerbinate hervorgingen, neben dem lieblichen Öffnungs- und Geleiterechte, was zu neuen Fehden Anlaß gab. Überreste des Geleiterechts dauerten bis auf unsere Zeiten, und Mainz und Hessen forderten Geleitgeld von den Reisenden nach der Frankfurter-Messe. Die Ganerbinate waren gerade die rechten Raubhöhlen, wie z. B. Widdern, das Graf Ulrich von Würtemberg zerstörte, und Neufels, das Graf Craft von Hohenlohe niederriß.

Niemand war bei diesen Raubrittern übler daran, als die Städter, theils aus Haß, theils aus Gierde nach ihren Reichthümern. So drangsalte die Burg Falkenstein die Stadt Frankfurt nicht wenig, nach deren Ruinen die freien Bürger jetzt fröhlich wallfahrten und des Lebens genießen. So quälte die Burg Solms nicht wenig die Stadt Wetzlar, und selbst die Reichsburg Nürnberg, womit der Kaiser den Grafen Friedrich von Zollern 1273 belehnte, wurde der größte Jammer der Reichsstadt und der Nachbarn.

So viele Burgen, als wir in Thüringen und Österreich, in Franken, Schwaben und am Rhein sehen, eben so viele gab es auch in dem ritterlichen Frankreich, namentlich an den Ufern der Rhone und Loire. In England entstanden sie unter Wilhelm dem Eroberer, denn die alten römischen, brittischen und sächsischen Burgen lagen in Ruinen, was dem Normann die Eroberung nicht wenig erleichterte. Die Endsylben der Ortsnahmen byrig, bery, burg, borough deuten auf Burgen, so wie ham aus dem lateinischen castrum herrühret. Nach Grose Antiq. zählte man am Ende von Stephans Regierung 1115 Burgen allein in England, und noch wilder mag es in den Hochlanden hergegangen seyn, wo erst Jacob I. aufräumte, und wo es noch feudalisch genug aussieht. In Großbrittanien waren die Lords of Castle so große Tyrannen, als bei uns — Teufelsnester und Diebshöhlen!

Viele Burgen lagen so versteckt, daß man sogleich ihre Bestimmung zu recht eigentlichen Werken der Finsterniß erkennen kann. Unglückliche und Schätze hierher geschleppt waren vor der ganzen Welt verborgen, wie in Grabesnacht oder in den unterirdischen Grüften der Klöster. Aber auch Liebes-Mysterien wurden in solchen Burgen am sichersten und geheimsten gefeiert, wie zu Adolphseck bei Schwalbach oder auf der Staufburg im Harz, wohin H. Heinrich von Wolfenbüttel sein geliebtes Hof-Fräulen Eva von Trotta bringen ließ, um des häuslichen Friedens willen. Er hatte sie im Kloster Gandersheim sterben und feierlich begraben lassen, aber auf der Stauffenburg sehen die Landleute häufig eine weiße Frau und dieß war Eva, mit der Heinrich hier 7 Kinder zeugte, während die Ehefrau glaubte, der Herr liege der Jagd ob in den Wäldern des Harzes, und Eva sey im Himmel! Viele Ritter befolgten in ihren Burgen den hohen Grundsatz Epicurs: Qui bene latet, bene vivit!

Man kann diese alten Vesten in Berg- und Wasserburgen eintheilen. Eine unserer ältesten Burgen dürfte Berneck (Bäreneck) im Baireuthischen seyn, die sichtbarlich vor den Kreuzzügen gegen die Wenden erbaut ist, und deren viereckigter 100 Fuß hoher Thurm noch stehet in der Mitte der Burgmauerntrümmer fast unversehrt, die beiden Hofräume benutzen die fleißigen Bernecker zu Kohlgärten. Die Wasserburgen im Thale, und oft mitten in Städ-

ten, umgeben mit Bärengräben, Aufziehbrücken, Bastеyen, Thürmen und Schießscharten sind spätern Ursprungs, als man anfing, sich von den Höhen in die Ebene und Städte herabzuwagen, und in der Befestigungskunst weiter war. Früher hielt man sich nur auf Höhen sicher und daher die Nahmen unserer alten Stammhäuser. Hohenstaufen, Hohenzollern, Hohensolms, Hohentrüdingen, Hochberg, Holloch, veredelt in Hohenlohe; selbst unser liebliches Hochwohlgeborn und Hochgeboren scheint davon herzurühren.

Die Bergfesten verrathen schon in ihrer Anlage die Absicht eine Gegend zu beherrschen, da sie entweder auf hohen Felsen, oder, wenn auch minder hohen, doch isolirten Bergen oder auf einen Vorsprung eines Bergrückens gebauet waren. Wenn sie versteckt lagen, oder höhere Berge über sich hatten so fehlte es nie an einem Wartthyrme (Specula oder Barbican, arabisch) zu Signalen, und gegen die schwache Seite hin an tüchtigen Gräben und Mauern. Man findet, daß diese Telegraphen der Vorzeit genau mit andern Warten correspondiren, wie Signale der Schweiz, und die Nahmen vieler Burgen leiten schon darauf hin: Hohenwart, Wartburg, Landshut, Leuchtenburg, Lichteneck ꝛc. ꝛc., selbst Schulenburg und Schellenberg kommen vom Lügen, Auflauren, Schielen. Die zweite Bedingung einer Burg war Festigkeit und Sicherheit, und man muß gestehen, daß z. B. Trosky

in Böhmen und einige Burgen am Rhein so zwischen Felsen hineingearbeitet sind, daß man nicht mehr weiß, was Natur oder Menschenhände gethan haben. Gleiches bemerkt man in den höchst mahlerischen Engpäßen Lueg im Salzburgischen, Clausen im Traunviertel, und Fort d'Escluse auf der Straße von Genf nach Lyon über den Jura!

Man richtete sich nach dem vorgefundenen Locale, so krumm und eckig es auch seyn mochte, umschloß solches mit einer dichten Mauer voll Schießscharten, und flankirte die Ecken mit Thürmen und Basteyen. Die Zugbrücke und den Eingang deckte ein Thurm, auf den der Wächter (Guckburger) wohnte, und woran gewöhnlich das hochadelige Wappen prangte. In dem äußern Hofraume waren die Reben- oder Wirthschaftsgebäude, die Kapelle, der Ziehbrunnen, der in den tiefsten Felsen oft bis zur Sohle des Berges gegraben war, und einige Rüstern und Linden. Bei recht stattlichen Burgen fand sich auch noch eine Rennbahn oder ein Turnierplatz mit Bäumen und Mauern umgeben. Dann erst kam die eigentliche Burg mit Zugbrücke, und einem zweiten vom ersten Thore schief abliegenden Eingange, so enge als möglich, wie die Fensteröffnungen auch; oft war der Eingang gar in der Höhe angebracht, von der man eine Treppe herabließ, um in das traurige Dunkel zu gelangen — das Allerheiligste des Ritters!

Unseren Helden war es weder um Ebenmaß, noch Raum, weder um Helle noch Bequemlichkeit zu thun, wenn sie nur recht sicher waren mit ihrem Raube; die wenigsten waren des Tags über zu Hause, wie unsere Jäger und Bauern, Licht und Luft opferten sie gerne der Festigkeit, und die reichsten Baronen wohnten in wahren Gefängnissen und Mäuselöchern, schlechter als unsere wohlhabenden Landleute, aber auf sichern Höhen und in Burgen, die man oft nicht einmahl stürmen konnte, wieder mit den Widderköpfen und Schildkröten der Alten, noch mit den Bomben: und Kanonenkugeln der Neuern — man mußte sie aushungern oder zur List die Zuflucht nehmen. Auf solchen Höhen fühlen wir höher.

Die Mauern dieser Burgen sind von 6—10 ja wohl von 14—16 Fuß Dicke. Bei einigen waren mehrere Stockwerke gewölbt, bei andern wieder nur das Erdgeschoß, das zu Kasematten und Vorrathskammern diente. Im obern Theil war der Rittersaal, die Wohn- und Schlafzimmer, die Waffenkammer, und meist auch ein Balkon, von dem man sich zeigen und Befehle ertheilen konnte. Mobilien waren die Einfachheit selbst, alles wand-, nied- und nagelfest — Waffen und Pokale die Hauptsache. Allerwärts die engsten dunkelsten Gänge, und 2—3 Zwinger um die Hauptburg, unter deren Thore man öfters Riesenrippen aufgehängt fand, die sie vielleicht von den Kreuzfahrern herschrieben und Seethieren ange-

hörten, oder gar ausgegrabene Elephantenknochen waren aus den Zeiten der Römer!

Wo möglich stand in der Mitte der Burg der stärkste und höchste Thurm, die letzte Zuflucht wenn es galt. Belagerer untergruben diese Thürme, stützten sie, und dann legte man Feuer an die Stützen, und der Thurm donnerte nieder, oft ohne aus einander zu fallen, oder nur in ganze Maßen, wie bei der Heidelberger-Schloßruine. Solche Thürme hatten erst in einer Höhe von 30—40 Fuß ihren Eingang, Gewölbe auf Gewölbe, und keine Treppen, sondern nur in der Mitte des Gewölbes ein viereckiges Loch. Sie waren in der Regel rund oder (so hatte der Sturmbock weniger Kraft) von vier Ecken, wie an der Burg Götzens von Berlichingen. Unter die Erde hatten die Ritter so viel zu thun, als über derselben, Gewölbe über Gewölbe und oft liefen verborgene Gänge eine Viertelmeile selbst unter Flüßen hinweg, deren Aufgänge entweder in Wälder und zu einer andern Burg führten, oder an die Ufer des Flußes, wie in den Ritterburgen an der Donau. Hier waren dann auch die Gefängnisse oder grauenvollen Burgverließe, wo mancher den Hungertod des Ugolino starb! Dumme Einfalt sucht hier Schätze, findet aber nur Schutt, Menschengerippe, Todtenschädel, verrostete Sporen und Stückchen altes Eisen!

Wir erstaunen jetzt über die ungeheuern Steinmaßen, die an Kühnheit ersetzen, was ihnen an Schönheit gebricht. Diese Adlersnester, hingeklebt an Fel-

sen, bei deren Anblick wir schwindeln, diese grotesken Riesenwerke, wie sie die Himmelsstürmer auf dem Pelion und Ossa häuften, aber selbst auf einander thürmten, mußten die armen Leibeigenen aufthürmen. Aus diesen kühnen Felsennestern, mit cyclopischer Kraft erbaut, und mit einem Übermuthe, der zu Babel die Sprachen verwirrte, stürzten die verarmten und verwilderten Ritter herab auf den allzusichern Wanderer. — Hieher schleppten sie die Niedergeworfenen, und ließen sie faulen im Burgverließ, wenn sie sich nicht lösen konnten. — Hieher trieben sie das gepfändete Vieh, wenn die armen Landbewohner den aufgedrungenen Schutz nicht zahlten, oder das gestohlene Vieh von andern armen Leuten eines Herrn, mit dem sie gerade Fehde hatten, und nannten dieß: Kochfleisch hohlen; man war noch froh, wenn sie nicht dabei die Fluren verwüsteten, und die Wohnungen abbrannten. Hier schwelgten die edlen Räuber mit den entführten Dirnen und ihren ebenbürtigen Genossen, und soffen den Wein, den sie aus Klöstern herbeigeschleppt hatten. Lachend und jubelnd über solche gelungene Waffenthaten unterhielten sich dann die Zecher von Turnieren und Kämpfen, von Abenteurern mit den Sarazenen, und von noch galantern Siegen. Ein Harfner oder Meistersänger sang seine Romanzen und Balladen, und der Burgpfaffe kam mit Legenden und Ritterbüchern, und da alle sammt und sonders ausgenommen, keine besonderen Geister waren, so brauchte man zum vollständigen Inventar ei-

ner Burg auch noch Burggeister, die da warnten, zürnten, neckten, schützten, die Burg verließen, wenn der Unthaten zu viel wurden, die Dächer abdeckten, und auch die Vorbothen machten, wenn Jemand aus der Familie sterben sollte.

Viele Burgen wurden im Sturm erobert, geschleift, verbrannt und verschüttet, ohne daß die Bewohner immer Zeit gehabt haben, zu flüchten — sollte sich hier nicht noch viel Merkwürdiges finden lassen? Schätze wohl am allerwenigsten, die man bisher da allein gesucht hat; aber doch wohl andere historische Schätze, denn wir haben für vaterländische Alterthümer noch lange nicht gethan, was wir für römische gethan haben. Vielleicht fände man da auch noch alten Wein, wie die Bauern in einer alten steyrischen Burg gefunden, und sich hagelvoll betrunken haben sollen, während ihre außengebliebenen Begleiter von Geistern träumten, die den Waghälsen das Genick gebrochen hätten. Nach ausgeschlafenem Rausche kamen sie des andern Tages wieder hervor, und das ganze Dorf lief mit Gefäßen nach der Burg, wo aber indessen das Gewölbe eingestürzt wurde, von dem neidischen — Burggeist.

Die allerinteressanteste Burgruine des In- und Auslandes, wie die bedeutendste, dürfte wohl die hohe Marienburg, in Preußen seyn, wie es sich von dem Hauptsitz des einst so mächtigen und reichen Ritterstaates nicht anders erwarten läßt, und es muß jeden freuen, daß gegenwärtig Maßregeln ergriffen

werden, zu deren Erhaltung, Räumung und Ausbeſſerung, ſo weit ſolches noch möglich iſt. Die intereſſanteſten Thürme aus dem Mittelalter ſind wohl ohne Streit die vier Rieſen vor Nürnbergs Thoren, neben den vier Warten um Frankfurt.

Die Einſamkeit und Stille um dieſe bemoosten Trümmer der Ritterwelt auf öden nur noch von Raben, Geyern und Eulen, von Füchſen, Dachſen mitunter auch von Räubern und Falſchmünzern bewohnten und beſuchten Felſen, mitten unter Eichen, die Jahrhunderte geſehen haben, wo tief unter den Klüften der Waldbach rauſcht, und der Wind durch die Baumgipfel heulet, wie durch die alten mit Epheu umrankten Fenſterräume, fördern Nachdenken und ernſte Betrachtungen. Wer der Phantaſie aber huldigen will, muß ein tüchtiges Gewitter abwarten, oder in einer Mondnacht da weilen. Dieſe Denkmähler der eiſernen Zeit blicken feſt, wie die Felſen um ſie her (wie machten es doch die Erbauer? und kann bloß heißer Kalk ſolche Dinge thun?) herab auf uns Thalbewohner, wie Bilder aus der Fabel- und Geiſterwelt. Es hat etwas Feyerliches, unter dieſen Trümmern zu wandeln, die ſo viele Jahrhunderte geſehen haben.

Der Einbildung mächtiger Fittig wird ſtets gern um dieſe Burgen ſchweben, wie um die ſogenannten Hühnengräber oder Grabhügel der Germanen in dem Flachlande unſers Nordens — in Erinnerung kraftvoller Vorzeit und ihrer koloſſalen Tugenden und

Laster, verloren in Wehmuth über die Vergänglichkeit menschlicher Dinge, aber auch in froherem Dankgefühl, daß diese Mauern — Ruinen, und aus den finstern Wäldern um sie her wallende Saaten, üppige Weinberge, Wiesen und Gärten geworden sind, daß statt Waffengeklirr die Lieder des Landmannes erschallen, statt des Rossewieherns und Hundegeheuls das Blöcken friedlicher Heerden, und die Schalmey des Hirten statt der Trompete oder des Bockshorns, womit jetzt nur noch der Nachtwächter, den mit dieser Sitte unbekannten Fremdling aus dem Schlafe schreckt.

Abentheuerliche Sagen, Geister- und Gespenster-Mährchen von diesen Burgen sind in Menge im Munde des Volks — herumirrende wilde feurige Ritter und Buße predigende Mönche — sanfte jungfräuliche Schatten und furchtbare Gerippe ohne Köpfe — schwarze grimmige Kettenhunde, heimliche Gerichte und der Jungfernkuß — verzweifelte Sprünge in die Abgründe, zu Fuß und zu Pferde, von Jungfrauen und Rittern — schreckliche Strafen an verbuhlten Damen, wenn der nicht mehr erwartete Eheherr unvermuthet aus Palästina wiederkehrte — vor allen Dingen aber überschwengliche Schätze.

Manche dieser Mährchen sind aber in der That phantasiereich, dichterisch, lieblich und gar nicht übel, wie z. B. die Sage von dem großen Braukessel voll Goldstücke in der Ruine Questenberg auf dem ruinenreichen Harze. Ein Bewohner der Gegend kam

einst bis zu diesem Kessel, ein Geist stieg empor, und sprach mit hohler Stimme: „Nimm aber nur Eins, komm alle Tage, aber nimm nie mehr als Eins!“ Der Mann wurde reich; aber nach Jahr und Tag hohlte er zwey Stücke, und endlich kam er gar mit Säcken, um sich das beschwerliche Bergsteigen zu ersparen — siehe, da sank der Kessel für immer in die Tiefe — unter Donner, Blitz und Schwefelgestank stürzte der Nimmersatt bewußtlos zur Erde. So erzählt die Sage von einer andern Burg von einem Ritter, dem letzten seines Stammes, der mit jedem um die Wette trank, daß er einst selbst in die Kirche gekommen, und die Kelche habe füllen lassen, „die Pfaffen können nicht recht saufen, sagte er, voll muß man einschenken und aussaufen bis auf den letzten Tropfen!“ Er setzte an, zog, und um auch den letzten Tropfen nicht übrig zu lassen, bog er sich so weit zurück, daß er rücklings niederfiel, und den Hals brach! — Auf Waldenburg mischte sich in Fackeltanz hohenlohischer Ritter, vermummt in wilde Männer, ein Überzähliger, und das war der leibhafte — Gott sey bey uns.

In den Ruinen der Burg Kyffhausen, an deren Fuße die alte sächsische Kaiserburg Tille da stand, hauste Kaiser Friedrich der Rothbart mit seinem ganzen Hofe, und stille, fromme und genügsame Menschen — Kinder — Hirten und Bergleute erhalten von ihm Geschenke. Der arme Kaiser muß hier den jüngsten Tag abwarten, sein rother Bart ist durch

den goldenen Tisch gewachsen, und seufzend fragt er: „Fliegen die Raben noch immer um die Burg?" Bestimmtere Hoffnung zur Erlösung aber hat der Geist zu Rauheneck, wenn eine gewisse Staude auf der Mauer des Thurms so weit gediehen seyn wird, daß der Tischler eine Wiege daraus fertigen kann — das darin geschaukelte Kind, wenn es Priester wird kann den Geist erlösen! Zu Arnstein sitzt Graf Hoyer von Mannsfeld, der ein grausamer Mann war, eingemauert, und kann nicht leben und sterben, und sein Weib, die Freude hatte an seinen Unthaten, sitzt in einem andern Winkel und spinnt und spinnt: ohne je fertig zu werden, der Faden reißt nicht ab, und so lange muß die stolze Gräfinn fortspinnen. Um Mitternacht hört man ein klägliches Wehe! Wehe! Ein drittes Wesen wandelt in dieser Ruine, ein Mönch, der allen, die nicht arbeiten mögen und Böses thun, mit unsichtbarer Hand, derbe Ohrfeigen gibt. Solche Arnsteiner-Anstalten wären auch anderen Orten nicht übel.

Die meisten Rittermährchen wissen die Rheinschiffer, denn da sind auch die meisten Burgen, die Natur ist romantisch, und Rheinwein begeistert die Schiffer so gut als Dichter und Reisende. Die meisten laufen auf Geisterspuck hinaus — Mordgeschichten, Riesengeschichten — Drachen- und Teufels-Geschichten. Viele an steilen Felsen hangende Burgen, und die Felsenwege sind nur gemacht mit Hülfe der Geister, und man muß diesen Glauben hier wenig-

stens verzeihlich finden. Bey Hattos Thurme sieht man den weißen Schatten der schönen Gisela, die sich dem Rhein opferte, weil ihr Vater, der Ritter Brömser von Rüdesheim, die Tochter nicht ihrem Geliebten, sondern dem Kloster geben wollte, wegen eines Gelübdes in Palästina. Man sieht aber auch da den schwarzen Schatten des bösen Bischofs Hatto, der hier lebendig von Mäusen gefressen wurde. Das Echo unterstützt die gemüthlichen Erzählungen, wie am St. Wolfgangssee in den österreichischen Alpen, wo der Schiffer ruft: Heiliger Wolfgang! wirds gut gehen? sage: Ja! Und das Echo ruft acht Mahl Ja, Ja!

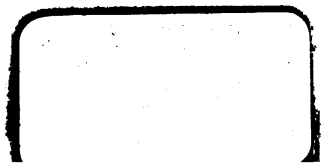
Nichts vermehrt das Mahlerische einer Gegend so sehr, als solche steinerne Urkunden, die unter dem Schutze der Gesetze stehen sollten, als edle historische Denkmähler. Nichts empört das Herz mehr, als solche Überreste verwendet zu sehen zum Bau unbedeutender Wohnungen von Menschen oder wohl gar Thieren und Straßenpflaster — der elenden Hütten nicht einmal zu gedenken, die manche schöne Ruine verunzieren, wie Schwalben- und Spatzennester manches Prachtgebäude. Unsere Zeit ruinirte solcher Ruinen viele — oft auf einem erbärmlichen Kammervorschlag hin! Von der Kaiserburg Hohenstaufen ist nichts mehr übrig als ein Mäuerchen von wenigen Schuhen — Hohen-Urach wurde zerstört, um beym Bau eines Pferdestalls einige Gulden zu ersparen, und aus den Steinen von Neu-

haus baute man das nun ausgeleerte Archiv zu Mergentheim! Alles dieß geschah zu einer Zeit, wo man nichts als Ritterromane las und schrieb, Ritterfehden auf allen Theatern lebten, Knaben mit Helm, Schild und Speer in allen Straßen turnirten, und in allen englischen Gärten und Gärtchen — neue Ruinen erbauet wurden!

Lebt wohl Ruinen! Gräber berühmter abgeschiedener Nahmen und Zeiten. Ihr gleicht den Bibliotheken mit theologischen und juristischen Folianten und Quartanten und andern Unsterblichkeits-Werken, die Niemand mehr aufschlägt; die Ritterwelt zählte weit mehr Raubburgen, als Schutzburgen, so wie die Bibliotheken weit mehr schlechte, als gute Bücher — der unberührte Staub von Generationen auf den schweinledernen Decken spricht in der Stille des Bibliotaphen so redneriſch, als das vom Winde bewegte Gesträuch zwischen den bemoosten Quadersteinen der Burgen! — Süß ist das Andenken an Euch!

Inhalt

des ersten Bändchens.

	Seite.
Kaiser Maximilian der Erste.	1
Petrarca und Laura.	32
Die Wissenden des heimlichen Gerichtes, die Vehmrichter ꝛc.	41
Meistergesang und andere Denkmale vom Hörnen Siegfried.	51
Geschichte des Schachspiels.	58
Die Schottischen Elfen.	65
Wie der Obelisk vor der Peterskirche zu Rom dahin kam.	73
Romantisches Turnier in Burgund, gehalten im fünfzehnten Jahrhundert.	85
Das Haus des Shakspeare.	91
Der Phönix.	95
Die Falknerei des Mittelalters.	101
Der Rechtsstreit mit den Feldmäusen zu Glurns.	109
Die Liebeshöfe und Minnegerichte der Vorzeit.	114
Geschichte der Schreibekunst.	121
Der Kampf mit dem Drachen.	133
Die allegorische Deutung der Farben im Anzuge und Putze der Damen in den Ritterzeiten.	142
Erfindung und Gebrauch der Kutschen.	155
Peter Vidal.	175
Hanns Dollinger und sein Kampf mit dem Hunnen Krako.	181
Georg Franz Koltschitzky.	193
Geschichte der Burgen.	198

DEC 12 1928